



Nordböhmische Volkssagen

in ihrer

Bedeutung für die germanische Mythologie und die Geschichte des Landes.

Von

Julius Schuldes.

Tetschen a. d. Elbe 1879.

Im Selbstverlage des Verfassers.

Druck von Stopp & Hempel in Tetschen a/ Elbe.

Berichtigung.

Seite 13, Zeile 6 von unten, statt zeliti — zelenati.
„ 16, „ 11 „ oben, soll stehen: des 10. Jhdts.

Einleitung.

> Die literarischen Schätze des deutschen Alterthums sind zwar durch verdienstvolle Uebersetzungen schon vielfach zum Gemeingute geworden, aber dennoch dem größten Theile der Gebildeten noch immer wie verschlossen. Nur den herrlichen Erzeugnissen aus der Glanzperiode der mittelalterlichen Dichtkunst, wie z. B. dem Nibelungenliede, der Gudrun, den Liedern Walther's von der Vogelweide hat sich eine erfreuliche Aufmerksamkeit zugewendet und auch der Novellenliteratur, den sogenannten „Volksbüchern" hat es nicht an Erneuerungen gemangelt. Dagegen sind prosaische Stücke von geringerem Umfange, Märchen, Sagen und Legenden in der Gestalt, in der wir sie aus dem Alterthume überliefert erhalten haben, bis jetzt noch recht wenig für unsere Zeit verwerthet worden.
>
> L. Bechstein.

Man braucht nur das Wort „Sagen" auszusprechen, um gewiß sein zu können, daß sich Jedermann etwas anderes dabei denkt und dennoch fest überzeugt ist, den Begriff dieses Wortes richtig erfaßt zu haben. Der Eine glaubt steif und fest an die alten Geschichten, die im Volke von Mund zu Mund gehen, der Andere glaubt nur Einiges, der Dritte gar nichts und Alle haben ihre Gründe oder meinen doch, Gründe zu haben.

Allein gerade diese widerstrebenden Anschauungen und Urtheile lassen nur das Eine mit Sicherheit erkennen, daß das wahre Wesen der Volkssage im Volke selbst ein unverstandenes und verkanntes sei.

Wenn man einen Klumpen Goldes in dem Zustande, wie er aus der Erde kam, farblos und glanzlos und vermengt mit unedlen Gesteinsschlacken neben einen fertigen Schmuck legt, der in künstlerisch schönen und bestechenden Formen gemodelt ist, so werden sicher die Augen der meisten Beschauer bewundernd nur an dem reizenden Geschmeide haften, während das gleich edle Rohmetall höchstens von dem Kenner mit prüfendem Auge betrachtet werden wird. Es ist also nicht der Werth, sondern nur die schöne Form, welche uns besticht und doch würde sich sicher Jeder hüten, bloß der blendenden Form zuliebe irgend einen Schmuck zu kaufen und anzulegen, wenn derselbe sonst aus dem denkbar schlechtesten Materiale verfertigt wäre. — Aehnlich verhält es sich mit den Sagen. Die Sagen, wie sie im Volke von Mund zu Mund gehen, sind — um das gewichtige Zeugniß unseres jüngst verstorbenen Simrock anzuführen, — das „ungemünzte Gold unseres eigenen Sinnes und Gemüthes", eine tausendjährige Poesie in unscheinbarem Gewande und mit verkümmertem Aussehen, doch bedarf es nur geringer Mühe, um den tiefen Sinn zu erkennen, der sich in ihnen (dem Aschenbrödel unserer Literatur) verbirgt.

Was ist es denn, was die Rheingegenden so anziehend macht, was uns bei dem bloßen Klange des Wortes „Rhein" elektrisch durchzuckt und die Wandersehnsucht nach jenem Wunsch- und Wunderlande erweckt, das dem Deutschen so an's Herz gewachsen ist; was Anderes, als eben das duftige Gewand der Sage, das dort um Berg und Burgen weht?! Das Tetschner Land nun kann sich mit den Rheingegenden getrost messen; aber während der Rhein sein Lob aus tausend Liedern hört, geht die Elbe durch ein stilles Thal, während der Rheinländer sorglich und mit Verständniß die Denkmäler seiner allerdings reicheren Vorzeit aufsucht und schützt und noch heute jedes Stück des Bodens, den er einen heiligen nennt, durchforscht, ist unser Land in dieser Beziehung ein Brachfeld. Keine Schaufel hat sich noch gerührt, um wissenschaftliche Forschungen anzustellen und wo ja der Zufall einen culturhistorischen Fund gethan, da hat auch der Unverstand redlich das Seine beigetragen, ihn wieder zu vernichten. So kommt es, daß die Besucher unserer Gegend kein individuelles Lob für dieselbe haben, sondern nur das, welches sie der märkischen Sandebene nachsagen, die bekannten „Witzworte": „Wirklich eine schöne Gegend!" Das ist meiner Ansicht nach ein Lob, wie es — vernichtender nicht sein kann.

Die Volkssage ist Poesie — und Poesie ist es ja, welche nicht nur das Gemüth des Menschen, sondern auch die Schönheit eines Landes verklärt.

Um nun die wahre Schönheit, die tiefe Sinnigkeit dieser von unserem Lande unzertrennlichen Poesie zu enthüllen, und dem allgemeinen Verständnisse, also dem „Herzen des Volkes", wie es das Wort Simrock's nennt, näher zu bringen, bitte ich, nicht so sehr auf die Erzählung der Sagen, sondern auf die Bedeutung derselben die Aufmerksamkeit zu richten und nicht etwa durchaus neue, spannende oder amüsante Geschichten von mir zu erwarten, sondern vielmehr gefaßt zu sein, Manches zu hören, was schon anderswo zu lesen oder zu hören war; — denn Sagen sind nicht halt- und gestaltlose Phantasiegebilde, keine freien thörichten Erfindungen, sondern sie haben feste, bestimmte Formen und wie die über das ganze Land zerstreuten Burgruinen nach einem bestimmten Grundgedanken, nach einem in seinen Grundzügen überall wiederkehrenden Bauplane errichtet waren, so sind auch die Sagen über das ganze Land zerstreut; ihre Grundrisse aber sind überall dieselben und tragen oft nur unwesentliche Abweichungen oder locale Färbungen.

I.

Zur Vorgeschichte des Tetschner Landes.

(Eine Studie.)

Nicht Weltruf, nicht einmal der weit in die Lande tönende, vertraute Klang des Namens ist es, worüber die schmucke Elbstadt gebietet, deren Sagen für einen größeren Leserkreis zu schreiben bei der Ungunst, welche man denselben von vielen Seiten noch entgegenbringt, ein doppeltes Unterfangen sein mag.

Von den Besuchern des Elbehochlandes, das den überschwenglichen Namen „böhm.-sächsische Schweiz" führt, wird Tetschen und seine Umgebung zwar die Perle seines böhmischen Gebirgtheils genannt, aber kaum bei Einem hat es mehr als den flüchtigen Eindruck einer malerischen Landschaft hinterlassen; keines Dichters Lied klingt in diesen Bergen wieder, Niemand trug den Ruhm vergangener Zeiten aus ihnen hinaus in die weite Welt und der redselige Mund des Volkes, der ehedem zu erzählen wußte von den wundersamen Geschichten aus den Tagen der Völkerkindheit, ist immer stiller und stiller geworden und wird bald ganz verstummt sein. — Auch der verhältnißmäßig junge, massig weitläufige Bau des durch seine hohe Lage imponirenden Felsen-

schlosses der Grafen Thun-Hohenstein mahnt nicht an die verdunkelten Erinnerungen von Stadt und Land und wer die breiten, freundlichen Gassen, die fast alles alterthümlichen Aussehens baren Häuserzeilen Tetschens sieht, der hält sicher schon die bloße Frage überflüssig, ob die Stadt eine Vergangenheit besitze. Gleichwohl zählt Tetschen zu den ältesten Orten im Lande und seine Geschichte, die trotz mancher beachtenswerthen Bearbeitung noch immer der plastisch darstellenden und zusammenfassenden Feder harrt, ist so voll von Tagen des wechselreichsten Geschicks, daß man sich beinahe wundern muß über das jugendliche Aussehen der tausendjährigen Alten.

Die aus dürftigen Quellen schöpfende, zusammenhanglose Stadtchronik, der erst in jüngster Zeit größere Aufmerksamkeit geschenkt wird, erwähnt zwar schon des Jahres 832 ausdrücklich: „n. Ch. G." wo ein „großer Wind" gewesen sein soll, der voller neun Wochen währte und furchtbaren Schaden anrichtete; in der Landesgeschichte aber wird das Tetschner Land zuerst im Jahre 996 genannt, in welchem es dem Wirkungskreise des Prager Bisthums (gegründet 973) einverleibt wurde. [1])

---

[1]) Die in das Confirmations-Diplom K. Heinrich IV. v. J. 1086 wörtlich aus der Stiftungsurkunde des Prager Bisthums übergegangenen Gränzbestimmungen lauten: Termini ejusdem occidentem versus hii sunt: Tugocz (Taus) Zelza, Zedlica (Elbogener Kreis) Lucsane (Saaz) Daciane (Tetschen) Lutomirici (Leitmeritz.) Nun hat man hierunter offenbar nur die theoretischen Gränzen zu verstehen, innerhalb welcher es dem neuen Bisthume selbst überlassen bleiben mußte, sich nach und nach Einfluß auf den Glauben der Bevölkerung zu verschaffen. — Auch das Diöcesen-

Die nächste Kunde betrifft ein localgeschichtliches Ereigniß, das am 28. September 1059 unter der Regierung des durch hohen Verstand und festen Charakter, sowie durch männliche Schönheit, aber auch durch seinen Deutschenhaß hervorragenden Herzogs Spitihněv II.[2]) (von 1055—1061) die Stadt betraf. An diesem Tage ergoß sich durch niedergegangene Wolkenbrüche die ohnehin schon hochgehende Elbe in solchen Fluthen, daß die ganze, damals südlich am Schloßberge liegende „Tetschner Stadt" weggerissen wurde. Dies hat unbedenklich als historisch feststehend zu gelten, wenngleich mit dem Berichte hierüber eine Sage so fest verwoben ist, daß man leicht versucht wird, das Ganze als Fabel zu erklären.[3]) In schmucklose, fortab rein geschichtliche Bahnen lenken die Geschicke der Stadt aber erst mit den

Verzeichniß Balbini misc. hist. Boh. nach einem Mſt. v. 1384 ist bekanntlich unverläßlich, soweit es Nachrichten betrifft die über die zweite Hälfte des 13 Jhdts. zurückreichen und der 996 in Tetschen für das Kloster Plaß angeblich eingehobene Schifffahrtszoll ist gewiß recht merkwürdig, da Plaß erst 1146 gegründet wurde und das erste Männerkloster Břewnow (992) auf das sich die Behauptung allenfalls beziehen könnte, im Jahre 996 unter dem Benediktinerabte Anastasius von seinen in Fehden verwickelten Insassen verlassen war, abgesehen davon, daß die Stiftsurkunde dieses Klosters erst im 13. Jhdte. nach älteren Daten wieder zusammengestellt worden ist, also betreffs der Jahrzahlen keinesfalls ein giltiger Zeuge ist. Vergl. auch später Anm. 15.

[2]) Cosmas I. p. 134. Erat vir prudens rerum in discrimine, sciens arcum suum tendere et laxare in opportuno tempore — pag. 129: vir bonus et tatos a vertice pulcher ad imos erat.

[3]) Hierüber die nachfolgende Abhandlung: Die große Fluth.

Jahren 1128 und 1130. Im letztern war dem wegen seiner persönlichen Vorzüge statt des älteren Bruders Otto zum Herzoge von Böhmen gewählten Přemisliden Soběslav I., der fort von Familienmißgunst verfolgt wurde, ein Mordanschlag auf sein Leben entdeckt worden.

Als eigentlichen Urheber dieses verbrecherischen Planes bezeichnete ihm man den Prinzen Břetislaw, welcher seit 1128 wegen seiner Ränke nach Tetschen verbannt und auf der Burg gefangen gehalten saß, nachdem man ihn schon vorher von Burg zu Burg geschleppt hatte. Die Mitverschworenen des Prinzen, die Herren Miroslaw und Střezimir, dann zwei ihrer, zur Schandthat gedungenen Mannen, sowie auch ein Arzt, welcher die Mordwaffen mit Gift getränkt hatte, wurden am 22. Juni 1130 nach dem unsäglich martervollen Rechtsbrauche jener grausamen Zeit in Prag gerichtet [4]) und wenige Tage darauf, am 26. Juni, ward auch an dem Prinzen das Urtheil vollstreckt, indem man ihm in seinem Kerker zu Tetschen das Augenlicht raubte. Nur der Hofcaplan Božik, durch dessen Hände doch die Fäden der Verschwörung gegangen waren, kam — Dank der eifrigen Fürsprache hoher geistlicher Würdenträger, welche allem Anscheine nach zwingende Gründe hatten, sich um den geringen Diener der Kirche so warm anzunehmen — mit bloßer Kettenhaft davon. —

---

[4]) Selbst Cosmas nennt diese Hinrichtung tormentum inauditum, eine unerhörte Marter. Ausführlich in Palacky, Gesch. Böhmens, 1. Bd.

Von diesem Ereignisse abwärts in die vorgeschichtliche Zeit leiten nun freilich keine umlichteten, bequemen Pfade; der Forscher kann sich nicht auf Urkunden und nicht auf Zahlen stützen, allein der Weg führt deshalb nicht weniger zum rechten Ziele, wenn er auch oft nur getappt werden muß und wenige Anhaltspunkte bietet. Unmöglich aber ist es, dieselben am Schreibtische und ohne die eingehendste Beobachtung der Ortsverhältnisse zu finden; denn daß einige alte Dörfer und Liegenschaften der Gegend slavische Namen führen und daß zufällig die geschichtlichen Nachrichten über Tetschen nicht weiter reichen, als annähernd bis zu dem Zeitpunkte, wo ein herzogliches Lehen aus dem Lande wurde, das berechtigt doch noch lange nicht zu dem tendenziösen und mit wirklich erstaunlicher Beharrlichkeit nachgebeteten Urtheile, daß die Urbewohner des Thales Slaven gewesen seien, welche nach ihrem Hauptorte Dieczyn: Djacané, Datschen geheißen hätten.

Wer da weiß, welch' ein unsicheres Feld die Etymologie ist; wie vorsichtig man jeden Schritt zuvor prüfen muß, ehe man aufzutreten wagen darf; wer bedenkt, wie sehr das Wort, auf dem engen Raume zwischen Lippe und Gaumen entstehend und in jedem Munde zu anderer Lautfarbe sich modelnd, bis zu seinem Festhalten durch die Schrift der Gefahr des Verstümmelns ausgesetzt ist, der wird unter dem Drucke des Unzureichenden dieses Beweismittels um so bedachtsamer verfahren, wenn gar (wie es hier der Fall ist) ein fremdsprachiges Volk die erste Kunde bringt und je spröder das Wort sich zur Deutung verhält. Dieczyn ist ein solches Wort, welches noch allen

etymologischen Versuchen aus dem Slavischen getrotzt hat. Folgerichtig hätte man nun der Annahme Raum geben sollen, daß dieser Name möglicherweise aus einer fremden Zunge überliefert sein könne. Behält doch erfahrungsgemäß selbst der stolzeste Eroberer vorhandene Ortsnamen bei und mischt seine Sprache mit den Worten der Besiegten! Die Czechen aber waren keine Eroberer, sondern sie fanden das Land und nahmen es, Niemand machte ihn den Besitz streitig. Zudem haben sich sogar keltische Städtenamen in Böhmen erhalten, warum sollte dies nicht auch bei denen entlegener, markomannischer Niederlassungen der Fall sein können?

Zweifellos haben die mit dünn gesäeten Uferansiedlungen die Elbe entlang vordringenden czechischen Nachfolger der Markomannen einen Rest dieses letztern Volkes, (oder der zu Anfang der chr. Zeitrechnung aus Sachsen weit in Böhmen vorgedrungenen Hermunduren)[5]) in den undurchdringlichen, völlig abgesperrten Urwäldern des nordböhmischen Sandsteingebirges gefunden und den Namen, den dieser sich selbst beilegte,

---

[5]) Vgl. Strabo Geogr. libr. VII. und Tacitus, Germania 41. In Hermunduris Albis nascitur, flumen inclytum et notum olim. Wenngleich dies nicht allzu wörtlich genommen werden darf, so ist doch sicher, daß die Hermunduren nicht von der Völkerwanderung mit fortgerissen worden sind, sondern sich mit den im 8. Jhd. einwandernden Sorben allmälig vermischten, bis diese letztern durch den deutschen Städtegründer Heinrich der Vogler seit 992 besiegt und niedergedrückt wurden und deutsche Cultur das vorübergehend entzogene Terrain in Sachsen sich zurückgewann.

der Geschichte überliefert. Dieser Name lautet bald Dieczyn, bald Dacin, castellum Decena, Djačané, zuletzt findet sich auch das breite Datsch, wie die Stadt in der rauhen, jedes e in a zerquetschenden Volksmundart noch immer heißt. Wie nun die Markomannen sich die „Mannen einer Mark" d. h. „Stammesangehörige;" die Alemannen sich „alle Mannen" eines Volkes nannten, so mögen der Volkssitte getreu die dem Strome der Völkerwanderung entgangenen Reste des ersteren sich die „vom Volke Uebriggebliebenen" oder die „Dazugehörigen" benannt haben. Als dann später die slavischen Händler oder Missionäre längs der Elbe vordrangen und die Waldbewohner fragen mochten, wer denn das wilde Gebirge da bewohne, so wird die Antwort meistens gelautet haben: Dietiscen — „unsere Leut'"; was von dem aus thiot, diet-Volk gebildeten Beiworte thiudisco, dietisco (vergl. ital. tedesco) soviel wie: „deutsch, volkseigen" abzuleiten ist und mehr oder minder undeutlich und verschliffen geklungen haben mag, so daß es eigentlich nur ein unbedeutender Schritt bis zur Schreibeweise Dietschan, djačan u. s. w. war.

Dessenungeachtet will es mich bedünken, daß mit diesem Nachweise kaum mehr als ein müßiges Spiel gewonnen wäre gegenüber dem offenbaren Leichtsinne, mit welchem vom Katheder herab einzig auf eine spitzfindige Etymologie hin die Datschen als slavisches Volk decretirt worden sind.

Wenn aber schon der Hauptort des Ländchens, der doch allein die etymologischen Anhaltpunkte für den Geschichtsforscher bietet, sich der Deutung aus dem

Slavischen entzieht, so ist schon hieraus klar, was es mit den böhmischen Dörfern, auf die man sich außerdem und allerwege beruft, auf sich haben kann, obwohl die meisten derselben, bekanntlich und nachweislich [6]) aus sehr später Zeit stammen. Wenn sich slavische Bezeichnungen von Fluren und Triften noch vielfach erhalten haben, so beweist das eben nur die Ausbreitung, welche nach und nach die bloß vorübergehende slavische Einwanderung vom Ende des 10. Jahrhundertes bis zu dem Zeitpunkte erreichte, wo sie durch die von König Ottokar zu Anfang des 12. Jahrhunderts eingeleitete deutsche Gegencolonisation allmälig wieder verdrängt wurde. [7]) Für die früheste Geschichte des Landes aber haben sie absolut gar keine Bedeutung. Auch kann es nicht befremden, daß so wenige deutschursprüngliche Flurenbenennungen auf unsere Zeit gekommen sind, denn der Deutsche hing lieber dem Waidwerke nach und trieb den Ackerbau nur spärlich, hatte also ganz natürlich nur wenige Triften zu benennen.

---

[6]) Z. B. Schmorda zu Ende d. 16. Jhdt., Schöras, Hoslitz 1300, Jakuben 1783, Tissa 1100, Welhotten 16. Jhdt., Gomplitz 1387, Krochwitz, Malschwitz 16. Jhdt., Gleimen 1300, Prosseln 1169, Politz 1534, Kartitz 1403, Peiperz, dessen Name vom Berge Papert, nicht von puškvorec, pobrus, Kalmus, herkommt, wozu die Etymologen komischerweise durch den Namen des jungen Nachbarortes Kalmswiese (mundartlich für Kalbenwiese — Weideplatz) verführt wurden.

[7]) So verkaufte 1516 der Czeche Trčka die von den Wartenbergern (1305—1511) erworbene Herrschaft Tetschen ausdrücklich „der vielen Deutschen und der schlechten Wege halber“ an die sächsischen Ritter von Salhausen.

Nichtsdestoweniger wird man sich ein richtiges Urtheil über das gegenseitige Verhältniß der deutschen Urbevölkerung und der slavischen Einwanderer erst dann bilden können, wenn man die interessante Thatsache in Betracht zieht, daß an mehreren Orten des Bezirkes zugleich deutsche und slavische Benennungen vorkommen, die zweifellos einer früheren Zeit angehören, als die der vielberufenen „Aecker und Ortschaften." So liegen unweit von einander der Kelborn (von Hel=Hölle) und die Tschirtenschlucht (von čert-Teufel); noch bezeichnender aber ist der Name einer Höhe nächst dem Dorfe Ohren,[8]) welche „Morener Hölle" heißt, was sich nicht anders erklären läßt, als daß der vordem wahrscheinlich daselbst befindliche Opferhain von den Slaven als ein der Todesgöttin Morena geweihter Ort bezeichnet wurde, während die Deutschen ihn in ihrer Muttersprache den Eingang zur Hel, der Unterwelt nannten. Ebenso sind die Orte Rosawitz, Selbnitz (rozsvititi: anzünden; želiti: beweinen oder zeliti: grünen) wie aus innern Gründen im Nachfolgenden hervorgehen wird, nur slavische Ansiedlungen in der Nähe eines vorslavischen Begräbnißplatzes der Datschen gewesen. Man kann also höchstens von einer frühen Berührung zwischen beiden Nationalitäten sprechen;

[8]) Ohren mundartlich Mohren von Morena (sl. Todesgöttin) mußte sich bisher gewaltsam die Ableitung von javor-Ahorn oder hora-Berg gefallen lassen. Das Dorf liegt am Hange des Siebengebirges, einem Theile des ehemaligen Chvogengebirges, das sonderbarerweise Kampfgebirge (voj-vojna) heißen soll, während der Name offenbar von chvoj-Reisig herkommt, was doch nicht mit den „Reisigen" eines Heeres verwechselt werden kann!

der slavische Einfluß ist in dem Lande der Datschen weder ein ursprünglicher, noch auch ein feindlicher oder überwiegender gewesen.

Ueberdies kommen noch andere Umstände in Betracht zu ziehen. Als die Czechoslaven über Schlesien und Mähren in Böhmen einwanderten, (um 500 n. Chr.) war das offene Land größentheils entvölkert, aber hinreichend cultivirt. An manchen Orten fanden sie sogar noch die verlassenen Wohnplätze der Markomannen mehr oder minder erhalten vor, richteten sich an denselben häuslich ein und wurden wieder, was sie von Haus aus waren, ein Volk von Ackerbauern. Nichts zwang sie, nomadisirend von Scholle zu Scholle zu ziehen, der fruchtbare Boden gewährte ihnen meist ohne besondere Mühe, sowohl was sie zum Lebensunterhalte bedurften, als auch den nöthigen Raum zur Gründung von Niederlassungen, kurz das Volk konnte in der massigen Vereinigung bleiben, in welcher es noch heutzutage sich befindet. Es ist nicht wahr, wenn man sagt, die Slaven hätten aus nationaler Vorliebe sumpfige, schwer zugängliche Orte zu ihren Wohnsitzen gewählt. Kein Volk thut dies, außer es ist in der Minderzahl und in beständiger Feindesfurcht. So waren auch die Pfahldörfer nur Schutzorte friedlicher Handels- und Gewerbleute. Die Nationalität kommt gar nicht in Betracht. Wo die slavischen Völker wie in Böhmen in ungestörte Sicherheit des Besitzes kamen, breiteten sie sich auch gerne aus, suchten Ackerland und bauten Städte. Weshalb also wären sie, die doch über die boischen und markomannischen Weiden und Aecker kommen mußten, bis in die unwirthlichen Datschner Berge — geflohen?

Als sie festen Fuß gefaßt hatten und ihr Handel anfing, sich zu entfalten, da waren es wie immer und überall die Gewerbetreibenden, welche als Pionniere der Cultur in die unbekannten Landstriche vordrangen und nichts war natürlicher, als daß sie dem Laufe des großen Flusses folgten, den die Römer Albis nannten. Allein dies war nur eine verhältnißmäßig kurze Strecke lang möglich, weil die Ufer der Elbe zu wild und gebirgig wurden, als daß Handel und Heer den Spuren dieser natürlichen Verkehrsader weiter als bis gegen Aussig hätten folgen können [9]) Die heutige böhmische Schweiz war damals ein förmlicher Wogenbrecher des Verkehrs, dessen größter Theil durch das rauhe Datschner Gebirgsland nordwestlich über die Kulmer und Königswalder Höhen in's Sachsenland abgelenkt wurde. Auf diesem Landwege, der erst in der Ebene von Magdeburg wieder auf die Elbe stieß, trafen sich im Alterthume römische [10]) und slavische Kauffahrer. Er bildete später die Einfallspforte der Heere Karl des Großen und im Jahre 1126 entging der deutsche Kaiser Lothar II., nach der unglücklichen Schlacht bei Kulm

---

[9]) Leitmeritz war Zollstation, wie der Stiftsbrief des Bisthums 1057 besagt. Quicunque, nobilis sive ignobilis, servus et ingenius, Gräcus et Judaeus, s a l, sive alia quaecunque adduxerit de teloneo duas partes, præposito tertiam autem canonicis cernimus.

[10]) Bekanntlich standen die Hermunduren in regem Handelsverkehre mit den Römern; auch sind nach der Quellencatastrophe in Teplitz 1879 in der Quellenspalte• Römermünzen und in demselben Jahre in den Höhlen des Quaderbergs sogar Urnenscherben, Thierknochen 2c, also die Zeichen einer Urbevölkerung, aufgefunden worden

von diesem Wege in die östlichen Berge verschlagen, nur durch raschen Friedenschluß mit dem Böhmenherzoge Soběslav I. der Gefangenschaft auf der Höhe des seitdem nach ihm benannten Lotterberges. Noch 1813 besiegelten durch die Verlegung des Nollendorfer Gebirgspasses die Truppen des preußischen Generals von Kleist den Untergang der französischen Armee unter Vandamme und erst die Zeit der Eisenbahnen erschloß das prächtige Elbethal in seiner ganzen Länge.

So lag denn das Datschner Land lange Zeit (vom 6. bis zum Ende des 9. Jahrhunderts) abseits von der damals bekannten Welt und nur allmälig und spärlich entwickelte sich der Verkehr auf der Wasserstraße. Schritt für Schritt drang die Civilisation in die Urwaldlandschaften ein, die rechts und links aus den Fluthen des Flusses herauswuchsen und nur einzelne auf Sehweite stromabwärts von den Flußhändlern angelegte Blockhäuser, die vielleicht zuerst nicht einmal beständig bewohnt waren, sondern lediglich als Ankerplätze, später als Herbergen und als Stromwachthäuser dienten, bezeichneten die Fortschritte, aber zugleich auch die Gefahren des Flußhandels vor dem Jahre 1000. Sie bildeten zugleich die Uranfänge jener wenigen Dörfer, deren Alter in eine viel frühere Zeit zurückweist, als das der erwähnten Mehrzahl slavischer Colonien und bezeichnen dem Forscher deutlich den Weg, den die slavischen Einwanderer sich in's Innere des Gebirges bahnten.

Bei Datsch gestaltete es sich anders. Hier kommt die Elbe zuerst an jene ununterbrochene Reihe schroffer Felsenberge, welche dem ganzen Hochlande seinen wunder-

baren Reiz geben. Sie gehören geologisch der ältern und der jüngern Kreideformation (Quadersandstein) an und wurden sowohl durch vulkanische Umgestaltungs-processe aus dem Sande des ehemaligen Binnenmeeres gebildet, als auch in Folge des eruptiven Emporsteigens der Basaltberge in meilenweit reichende Erdspalten zerrissen, durch deren eine jenes Binnenmeer des nord-östlichen Böhmens seinen Abfluß erhielt.

Die Spuren dieser gewaltigen Erdumwälzung erscheinen bei Tetschen am auffälligsten an den furchtbar zermalmten Ruinen eines gegen Süden mit ganzer Schwere in's Erdreich gesunkenen und drohend über die Häuser des Ortes Weiher geneigten Berges, zwischen dessen ungeheurer, nun tief ausgespülter Spaltung (der Schäferwand und dem Schloßberge) die Elbe sich den Durchgang erzwang. Unmittelbar vor diesem Felsenthore befindet sich ein ost- und südwärts ausgeweitetes Becken, welches bis in die neueste Zeit das Gebiet jeder der häufig wiederkehrenden Ueberschwemmungen war und von der breit vorgelagerten Felsenstirne des Schloßberges, einem gewaltigen Wogenbrecher, abgesperrt wird. Den Boden dieses Kessels bedeckte einst zweifellos eine durchsumpfte, schwer zugängliche Landschaft, welche eine beständige Quelle pestartiger Seuchen war. Der Polzenbach, der jetzt in gerader westlicher Richtung durch die weiten, üppigen Wiesenflächen jener Gegend fließt, bog damals nördlich vom Schloßberge der Elbe zu, speiste einen großen Teich, dessen letzter Rest der Mühlteich ist und lag in einem verlassenen Bette jenes Stromes. [11])

[11]) Dasselbe erstreckte sich südlich vom Fuße der abgetragenen „Beutel'schen Höhe," wo jetzt die Bahngeleise der Nordwestbahn

Südlich von seiner heutigen Mündung, auf der Anhöhe des heutigen Altstadt, stand nun eine Ansiedlung der Eingeborenen. Ihr Opferhain lag am Hainhübel des Quaderberges und ihr Begräbnißplatz — nach dem im Jahre 1839 auf dem sogenannten „kleinen Sande" bei dem Kirchdorfe Rosawitz gemachten Urnenfunde [12]) zu urtheilen — gerade gegenüber jenseits der Elbe. Eine andere Niederlassung bestand etwa zwei Stunden elbaufwärts, auf den Höhen zwischen den Dörfern Neschwitz und Babutin. Die „Hane" oder der „Hann", deutet noch auf das Vorhandensein eines hl. Haines (čech.: haj) und auf der Anhöhe hinter dem böhmischen Lorleyfelsen, dem Metschen oder Jungfern-

liegen, über den ehemals mit dem Mühlteiche zusammenhängenden „Dechantsteich", den „Plümpengraben," unmittelbar hinter der Wenzelskirche vorüber bis zur Mündung bei der einstigen Schinderwiese, nördlich von der Ueberfuhr. Die Massen der dort gehobenen großen Flußgeröllsteine bilden den Schottergrund der quer über den Wiesengrund „Dechantsteich" gezogenen Bahnhofstraße. Ein zweiter Abfluß aus diesem durch morastige Wiesen wahrscheinlich auch mit der Elbe zusammenhängenden Teiche ist der nun regulirte Polzentheil zwischen der Schloßmühle und der Elbe. — Als Pestjahre in der frühesten Ortsgeschichte werden genannt 961, 1016 1114, 1283 u. s. w.

[12]) Von den gehobenen Urnen befinden sich einige im Museum zu Prag, andere im Tetschner Schlosse; sie waren an Größe verschieden, theils unten bauchig und nach oben in einen Hals auslaufend, theils napfförmig, von grauer oder brauner Farbe henkellos und befanden sich von Steinplatten bedeckt, etwa zwei Fuß tief in der Erde, an einem 3—4 □° im Umfange haltenden und von Steinen umschränkten Platze. Die zwei ehemals dort befindlichen und den Flußübergang vermittelnden bewaldeten Inseln sind der Untergrund der Rosawitzer Hafenbauten.

sprung befand sich ein Begräbnißplatz, dessen Grabhügelreihen irrthümlich für „Schwedenschanzen" ausgegeben und in den dreißiger Jahren unsres Jahrhunderts zerstört wurden, ohne daß die bei dieser Gelegenheit zahlreich aufgedeckten Funde von Pfeilspitzen, Urnenscherben, Asche u. dergl. in dem Besitzer den Gedanken geweckt hätten, daß er einen Vandalismus begehe. [13]) Ferner muß, wie schon erwähnt, in der Nähe der Ohrener Höllenflur eine alte Ansiedlung gewesen sein.

Die Mehrzahl des Volkes dürfte aber in dem Hochlande des Rosenberges gehaust haben. Schon die imposante Gestalt dieses Berges läßt dem Gedanken Raum, daß er ein Asenberg — der Olymp der heidnischen Urwohner — gewesen sein könne und in der That ist er der Mittelpunkt eines Sagenkreises, welcher auf dem Götterglauben beruht. Zudem hat glaubwürdigen Ueberlieferungen zufolge noch in nicht fernen Tagen in den Heidgründen bei dem im Angesichte des Rosenberges liegenden Orte Heidenstein (im Volksmunde Hedsteen) [14]) ein mächtiger Steinring bestanden, mit denen die Heiden das Allerheiligste ihrer Haine umschlossen haben und, wenn man der Sage glauben darf, so zog sich dereinst um den Tetschner Hainhübel, der außerdem einen Namensvetter bei Heidenstein hat, sogar ein dreifacher steinerer Kranz.

---

[13]) Vgl. auch „Vaterlandsbote" S. 85.

[14]) Die „Herrin" oder „Heidin," welche der Sage nach Dorf Heidenstein gegründet haben soll, hatte einst am Hainhübel eine Statue und gilt noch heute als verehrungswürdig, da sie die Pfarrkirche zu Arnsdorf gestiftet habe, an deren Innenseite jenes Steinbildniß eingemauert worden ist

Man wird diesen Andeutungen, namentlich inso- weit sie sich auf die Namen Hane, Hainhübel und Heidenstein, Hölle u. s. w. beziehen, mindestens dieselbe Beweiskraft zugestehen müssen, wie den beliebten böhmischen Dörfern und den Flurennamen und wer außerdem in den Geist der Mythologie eingedrungen ist und daher den Werth der überlieferten Göttersage für die Geschichte und Nationalität eines Volkes erkennt, wird es an der Hand der Sagen und Gebräuche des Landes sicher keine allzukühne Annahme nennen können, wenn aus den gemachten Wahrnehmungen der Schluß hergeleitet wird, daß nicht das Tetschner Thal, sondern der weithin sichtbare Rosenberg und sein Hochland der Punkt war, wo der Kern des eingeborenen Volkes lebte, das vielfach unstät in den Bergen schweifte und nur verschiedene kleinere Niederlassungen an den Ufern der Elbe besaß.

Ueber die Lebensgewohnheiten dieses Volkes aus localen Quellen Bestimmtes mitzutheilen, ist unmöglich; doch ist die Vermuthung naheliegend, daß es wesentlich dazu beigetragen habe, den beginnenden Flußhandel zu stören und durch räuberische Ueberfälle für die Elbfahrer höchst gefahrvoll zu machen.

Zwei Stunden stromabwärts von Tetschen an jener Stelle des Flusses, wo das sonst nirgends zu Tage tretende Urgestein von den Fluthen der Elbe ausge- waschen wurde, war nämlich früher eine gefährliche Stromschnelle. Quer durch den Fluß sich ziehende Granitklippen und seichte Furten bildeten bis zum Jahre 1779, wo Kaiser Josef die Sprengungen vornehmen ließ, kaum zu bewältigende Hindernisse der Schifffahrt,

weshalb auch im Jahre 1744 blos 70 Mann Kroaten genügten, um hier mittelst einer über den Fluß gespannten Kette die Grenze vollkommen gegen den Feind abzusperren. Ja selbst noch jetzt ist die durch die Statue des Schifferpatrons St. Adalbert kenntliche Stelle nicht ganz gefahrlos und bei den Schiffern ist sie verrufen. Diese erzählen sich:

„In frühern, längst vergangenen Tagen sind wilde Horden, die Timmer, in der Gegend gewesen; jagend zogen sie aus einem Walde in den andern und nur des Nachts verließen sie nie den Platz, wo sie gerade ihr Lager aufgeschlagen hatten, „weil es im Walde schlug", d. h. weil der wilde Jäger mit Sturmesbrausen durch die prasselnden Wälder zog. Am häufigsten sind sie aber beim „Olebarthussteine" im Hinterhalte gelegen, um den vorbeifahrenden Schiffen aufzulauern und Beute zu machen und erst nach langer Zeit, als sie wieder einmal auf ihrem nächtlichen Lagerplatze beisammen waren, wurden sie umringt und niedergemacht." —

Es mag dahin gestellt bleiben, ob und inwieferne hieraus die Vermuthung berechtigt ist, daß den rauhgewöhnten Söhnen des Gebirges die Jagd und gelegentlich die Strandräuberei als Handwerk galt. Aber selbst ohne fest gegründete Anhaltspunkte nach dieser Richtung hin darf man getrost annehmen, daß diese oder ähnliche Gründe schließlich, nachdem fast 500 Jahre lautlos über das weltabgeschiedene Ländchen hingegangen waren, zur thatsächlichen Besitzergreifung des bis dahin blos durch Missionäre und Kaufleute mehr oder minder bekannten Gebietes geführt haben, das noch 1130 das Thule Böhmens, der, wie eingangs bereits erwähnt, letzte und einzige sicher scheinende Verbannungsort des hochverrätherischen Prinzen Bretislav gewesen ist.

Wenn aber sowohl der Landbau, für den sich hier kein genügender Raum fand, während er anderwärts im Ueberflusse vorhanden war, als auch der Grenzhandel, der einerseits über die Nollendorfer Höhen abgelenkt, andererseits im Lande der kriegerischen Sorben, die nie gute Nachbarn waren, gewiß nicht gefördert wurde, die Vorbedingungen zu einer frühzeitigen Colonisation durch die Czechoslaven weder stellen, geschweige denn erfüllen konnten; wenn sonach alle Zeichen vielmehr auf ein eingeborenes, eigengeartetes Volk hinweisen, so ergibt sich, daß auch die vom ersten Župan, (herzogl. Lehensherrn) nach dem Jahre 1000 im Tetschner Gebirge erbaute Burg nicht zum Schutze der Bevölkerung, sondern **zur Sicherung Anderer vor dieser Bevölkerung** diente und anfangs kaum mehr als ein vorgeschobener Posten im Sinne der amerikanischen oder dalmatinischen Forts war. [15])

---

[15]) Für die Richtigkeit dieser Ansicht spricht namentlich auch der Umstand, daß es noch Břetislav I. (1037—1055) für nöthig fand, für bleibende Zustände an den fortwährenden Schwankungen unterworfenen Grenzen zu sorgen und diesen Zweck durch Aussendung von militärisch organisirten Colonisten zu erreichen suchte. — Palacky, Gesch. Böhm II. S. 20: Da die aus Urkunden geschöpften Daten über die Landesgrenze nicht frei von Widersprüchen sind, so bleibt unser Wissen diesfalls häufig unklar und lückenhaft. — Auch muß im Auge behalten werden, daß Böhmen unter den Vorgängern Břetislav I., namentlich unter Jaromir 1004—1012 auf seinen kleinsten Umfang beschränkt, jeder Macht nach Außen beraubt war und an innern Wirren krankend, daher der eigenen festen Haltung entbehrend, den Gedanken einer selbstständigen Politik aufgeben mußte.

Unter solchen Umständen mag es scheinen, daß es ein Geschenk von sehr zweifelhaftem Werthe gewesen sein müsse, als Herzog Jaromir (1000 u. 1004—1012) welcher auf Anstiften seines grausamen Bruders Boleslav Rothhaar von den tückischen Wrsowecen im Welizer Walde überfallen worden war, [16]) nach der Thronbesteigung seinem Lebensretter Howora das Tetschner Land zu Lehen gab. Allein es darf dabei nicht übersehen werden, daß Howora in erster Reihe das Hofstallmeisteramt erblich und außerdem auch die Güter Kostial, Mileschau, Kostomlat, Milsenburg, Blankenstein, Wawora, Dubkowitz (Topkowitz b. Tetschen) und Kamaik erhielt, also Herr über die ganze, weit von der mehrerwähnten Handelsstraße durchzogene Gegend zwischen Leitmeritz, Aussig und Teplitz wurde, wobei Tetschen in materieller Hinsicht sozusagen nur als Dreingabe zu rechnen war.

Andererseits galt es, eine hohe civilisatorische Aufgabe zu lösen, einen für die handelspolitische Entwicklung des Landes bedeutenden Platz zu öffnen und so glich das herzogliche Geschenk, soweit es Tetschen betraf, allerdings nur einem unscheinbaren Schlüssel; allein er führte zu einer Schatzkammer und Howora zeigte sich

[16]) Ditmar Mersebg. I. V. Bolizlaus, cognomento Rufus, impietatis auctor immensae, Jaromirum fratrem eunuchizans, junioremque Othelricum in thermis suffocare cupiens, unacum matre eusdem patria expulit — während nach Cosmas der Knappe Howora das Verbrechen an Jaromir verhindert haben soll, indem er die feigen Mordgesellen mit einem Knüttel in die Flucht trieb; weshalb auch das Wappen der von ihm abstammenden Berkas (Birken) von Duba aus zwei kreuzweis übereinander liegenden Baumästen bestand.

trotz der Ungunst der Zeiten und Verhältnisse seiner Sendung gewachsen. Nachdem die anfangs sicher nur hölzerne Burg auf dem heutigen Schloßberge, nach der Stadtchronik früher Sonnenstein oder Sommerstein genannt, erbaut war, ging er mit der ganzen Rücksichtslosigkeit, welche das damalige Zeitalter charakterisirte und die hier freilich eine Nothwendigkeit gewesen sein mag, daran, eine Colonie am Fuße der Veste anzulegen und die zerstreut wohnenden Datschen innerhalb derselben anzusiedeln. [17]) Hiebei beging er jedoch einen Mißgriff, der verhängnißvoll für das Gedeihen der jungen Ansiedlung wurde, denn er wies derselben in seiner Unkenntniß der Ortsverhältnisse einen Platz südlich am Fuße des Schloßberges an, der den häufigen Ueberschwemmungen des Flusses regelmäßig (u. zw. bis in die neueste Zeit herein) ausgesetzt war. Nur mit um so größerem Widerstreben scheinen demnach die Datschen dem Machtgebote Howora's gefolgt zu sein; denn in der That ist die ursprüngliche Ansiedlung, das heutige Dorf „Altstadt", niemals abgestorben, während schon die Ueberschwemmung des Jahres 1059 das Werk Howora's von Grund aus zerstörte, was ihm die Lust am Städtegründen benahm, denn erst „nach seines Vatters Todt"

---

[17]) Palacky Gesch. Böhm. II. B. IV. die große Masse böhmischer Städtebewohner im 11. und 12. Jhdt. bestand aus Mannen des regierenden Herzogs, meist Handwerkern, welche von demselben wie Leibeigene (im Leitmeritzer Stiftsbr.: virum cum uxore et filiis filiabusque) verschenkt wurden. Sie waren zu Frohnarbeiten in den Zupen verhalten, mußten Wälder ausroden, beim Burgbaue und der Ummauerung der Städte helfen, Wache halten, die Arbeiten auf Feldern, Wegen, Brücken, Teichen rc. besorgen.

baute Jakob, der den Namen Berka von Duba erhielt, die „Stadt Tetschen" [18]) am nördlichen Schloßberghügel.

Besser gelang es, die Schifffahrt zu sichern, die Landesgrenze wurde allmälig bis Königstein hinausgeschoben und der Elbzoll, der gewissermaßen als Versicherungsprämie in Tetschen entrichtet wurde, warf bald ein solches Erträgniß, daß Tetschen mit Grund als wichtiger Handelsplatz angeführt werden konnte und so erscheint denn um das Jahr 1000 auf einmal die Gestalt Howoras im Dämmerlichte der ersten, geschichtlichen Nachrichten, welche sich sicher nicht an und um seine Zeit ketten würden, wenn von einer thatsächlichen Besitzergreifung, d. h. einer geordneten Besitzausübung seitens der Slaven über das innere Tetschner Land, schon wesentlich früher die Rede sein könnte.

Auch das Christenthum fand in Howora und seinen Nachfolgern unzweifelhaft mächtige Verbündete und hat sich jedesfalls erst unter dem Schutze der politischen Landesbehörde kräftigen Eingang in die Gegend verschafft. Umgekehrt war jeder Erfolg, den die Missionäre errangen, auch ein neuer Fortschritt in der Befestigung

[18]) Die Erhebung Tetschens zur Stadt geschah um 1300 n. zw. nach Magdeburger Stadtrecht. Das Wappen zeigt im blauen Felde einen aufrecht stehenden, gekrönten und doppelschweifigen Löwen in Silber, der von rechts nach links gekehrt in seinen Vorderpranken einen gegen ihn schnappenden Flußfisch (Barbe) hält. — Auf älteren Siegeln sah man den Löwen im Kampfe mit dem Fische, den er nur mit der linken Pranke erfaßt hatte, während er mit der andern nach ihm schlägt, wodurch sinnbildlich wohl die Schwierigkeiten angedeutet werden sollten, welche der Erschließung des Landes für den Flußhandel entgegengestanden waren.

der staatlichen Oberherrlichkeit im Lande und das „dankbare" Vaterland entgalt die geleisteten Dienste durch Schenkung einzelner Abgaben und Steuern an die Klöster der Missionäre.[19]) Der neue Glaube, der nach Bořiwoy's Taufe im Jahre 873 von den Großen des Landes allgemein angenommen und nach unten hin verbreitet wurde, bewährte bei den Böhmen überhaupt wenig von der ihm innewohnenden Wunderkraft. In einer Zeit, wo selbst das ferne Island gläubig seinen Nacken beugte, (gegen Ende des 10. Jhdts.), wo rings in den Landen längst schon das Kreuz gefestigt war, da stak Böhmen noch lange tief im Heidenthume. Erst im Jahre 1106 unter Břetislaw II. wurden dem Volke alle heidnischen Bräuche untersagt und strenges Verbot auf die heimlichen Götteropfer gelegt. Allein damit war das Heidenthum nur officiell todt erklärt; thatsächlich lebte es fort in blühendster Erinnerung und in heimlichen Ehren und Wissen, denn der im Jahre 1125 gestorbene älteste Geschichtsschreiber Cosmas klagt, daß viele seiner Zeitgenossen noch immer auf Bergen und Hügeln opferten und Hainen, Bäumen und Steinen, sowie geschnitzten Bildern Anbetung gezollt haben. Ja, noch 1199 war es so schlecht mit dem Glauben der Böhmen bestellt, daß die unter Přemysl Ottokar für Otto IV. am Rheine kämpfenden Schaaren unbedenklich

---

[19]) So z. B. Břewnow (992 gegr.) dessen Benedictiner die ersten christlichen Sendboten im Datschner Lande gewesen sein mögen und die Rauchpfennige empfingen; Stift Wyšehrad, wohin decimam marcam (à 60 böhm. Groschen) de anno tributum pacis, Friedenssteuer abgeführt werden mußte; das Kloster Plaß, das von 1146—1183 die Salzsteuer bezog.

die Kirchen, 350 an der Zahl, plünderten und mit den Altardecken ihre Pferde schmückten.[20])

Hiernach wäre es eher zu verwundern, wenn die Reste des alten Glaubens im Tetschner Thale nicht so klar und wohlerhalten uns überliefert worden wären, als es thatsächlich in den Sagen und Gebräuchen des Volkes der Fall ist. Unter den letzten hatte bis vor ganz kurzer Zeit das Pfingstfest (Königsschießen) der Armbrustschützen, das sich hier wie überall dort, wo kein Maibaum aufgestellt wird, aus dem Frühlingsfeste der Heiden entwickelt hat, Bedeutung und Ausdehnung eines allgemeinen Volksfestes, und war mit dem anderorts noch geübten Brauche des Hahnenschlagens verbunden.

Keine andere kirchliche Festzeit aber wird mit so eigenartigem Gepränge gefeiert, als die der Ostern. Bald nach Mitternacht bereits ziehen Landleute mit Fähnchen und auf geschmückten Rossen von ihren oft entlegenen Dörfern nach Losdorf, von wo aus sie — zu einem stattlichen Reiterhaufen angewachsen — nach Heidenstein (Hedsteen), einem unbedeutenden Dorfe auf dem Rosenberg-Hochlande, sich begeben.[21]) Nachdem dort im lauten Gebete vor einem mit farbigen Lichtern umgebenen, steinernen Heiligenbilde die Morgendämmerung abgewartet worden ist, setzt sich der

[20]) Vgl. Arnoldi Lubec chronicon und Menzel Gesch. d Deutschen I. Bd.

[21]) Seit einigen Jahren ist der Einfluß des modernen Aufklärichts auch hier nicht ausgeblieben, denn es ist eine stetige Abnahme der Theilnehmer an dem Osterreiterzuge, der sonst weit über 100, i. J. 1879 aber kaum 40 Mann zählte, leider nicht zu läugnen.

Zug durch das festliche Dorf (noch einmal Losdorf berührend) gegen Tetschen in Bewegung.

Die Stadt ist beflaggt und reisergeschmückt und Alt und Jung eilt erwartend auf die Gasse, den Reitern entgegen. Ferne Musik verkündet ihr Kommen, das Getrabe vieler Pferde dröhnt auf dem Pflaster und die Schaar der „Osterreiter" biegt auf den Marktplatz; voran auf milchweißem Rosse ein Mann, das Holzstandbild Christi vor sich im Sattel, ihm zunächst zwei andere Schimmelreiter, denen sich die Uebrigen, fast durchgängig wimpelnde Fähnchen in der Rechten haltend, paarweise anschließen. Zuerst geht es rings um die Marktkapelle und dann unter Musik und lauten, vom Hufgestampfe übertönten Gebeten durch mehrere Straßen der Stadt. Vor der Kirche hält der Zug an, wartet daselbst die drinnen beginnende Morgenandacht ab und zerstreut sich dann auf den heimwärts führenden Wegen.

Diese sonderbare, in Deutschland sehr vereinzelt dastehende Feier reicht bis in's fernste Heidenthum der Datschen zurück. Sie trägt sogar ihre Werdespuren mit unverkennbarer Deutlichkeit an sich. In jener von den Enkeln leider vergessenen Zeit bestanden, wie bereits erwähnt, im Datschner Lande mehrere heil. Haine. Der eine war hinter dem Kirchdorfe Neschwitz, auf dem Jungfernsprunge, dem Loreleyfelsen der Elbe, der andere auf dem zum Tetschner Quaderberge gehörigen „Hainhübel" nahe bei Losdorf und der dritte bei Hedsteen. Dort versammelten sich die Alten alljährlich um das Fest der Sonnenwende, ein Frühlingsfest zu feiern, an dessen Stelle unser heutiges Ostern trat. Da lohten auf den Bergen, wo es Malsteine gab und auf den

Höhen der heiligen Haine, sowie überhaupt dort, wo sich die zerstreuten Ansiedler geweihte Stätten im Walde geschaffen hatten, weithin durch die Nacht hochlodernde Feuer (später Johannesfeuer); heidnische Priester oder Aelteste standen am Opferheine, schlachteten und kosteten von den Opferthieren und die andächtig bis zum Morgengrauen versammelte Menge wußte oder hörte aus ihrem Munde, daß eben jetzt in der Stille der Stunde die hohen Götter aus den Bergen hervor und durch die Lüfte zögen, um wieder — auf ein Jahr — von der Erde Besitz zu nehmen. Ergriffen von den Schauern der Stunde und der nächtlichen Opferfeier mag mancher der da im Dunkeln bei den Feuern lagernden Männer gemeint haben, die Nähe der Götter zu fühlen. Gab es doch noch vor wenigen Jahren Leute, welche den Wotan, den Nachtjäger, im Sturme an sich vorüber sausen sahen und nicht nur das Brechen der Aeste, sondern auch das Jauchzen seiner Stimme hörten!

Als das Christenthum kam, war es nöthig und wie die Erfahrung gelehrt hatte, auch erfolgreich, daß sich die christlichen Glaubensboten, zu schwach, um sich Anhänger zu erzwingen, den herrschenden Sitten und Gebräuchen möglichst anbequemten. Sie lehrten demgemäß überall, daß wirklich um die Frühlingszeit ein Gott komme, aber sein Name sei nicht Wôtan und nicht Frô, sondern er heiße nun, nach seiner Auferstehung aus dem (in dem und jenen Berge der Gegend) befindlichen Grabe Christus. Das vertrug sich mit dem Glauben der Heiden, sie bedachten vielleicht, daß es die Fremdhergereisten doch besser wissen dürften, gaben's am Ende zu und ließen es geschehen, daß man ein

Christusbild oder sein Sinnbild, das Kreuz, auf den heidnischen Opferaltar stellte. Jedoch barfuß und demüthig einherschreitend, so konnten sie sich den jungen Gottsieger, unter dessen Füßen die Erde zu grünen und blühen begann, doch nicht denken; nein, wie ein Held, wie ein Ueberwinder erschien er den Deutschen noch immer.

Natürlich war den eifrigen Glaubensseudlingen mit ihrem Siege wenig gedient, denn nur die heidnischen Götternamen wußten sie jetzt verdrängt, das war Alles. Es galt, dem Heidenthume vollends den Boden zu entziehen und das geschah am sichersten, wenn man die seitherigen Opferstätten dem Volke entfremdete oder wo es sich thun ließ, in Verruf brachte. Glaubten die Heiden, Gott Frô durchziehe die Lande, so setzten die Priester jetzt hinzu: um sich mit seinem Vater zu vereinen, der nicht Wot, sondern God-Gott heiße und auf der Frauenwiese, wo das Tetschen des Zupan Howora und das erste der Sage nach von König Wenzel dem Heiligen gegründete erste Christenkirchlein stand, throne.[22])

Als dieses Anklang fand, traten die Priester unter die nach altem Herkommen zur Sonnenwendfeier in den

[22]) Der Namen Frauenwiese ist alt und stammt von der 1. christl. Kapelle, die der Muttergottes (Frouwe) geweiht wurde, um die heidnische, am Gotte Frô hangende Bevölkerung durch das bewährte Mittel der Aehnlichkeit der Laute über die damit verbundenen Begriffe hinwegzutäuschen und möglichst sanft in den christl. Glauben einzuführen, wie z. B. aus dem Slavengotte Svantovit „svatý Vit" (hl. Veit) geworden ist Sct. Wenzel nichts anders als der Schimmelreiter Wotan, was in diesem Falle sehr zu beachten ist.

Hainen am Hedsteen und Jungfernsprung versammelten Männer, hoben nach dem Opfermale [23]) die Christusbilder von den Heidenaltären und auf eines der heiligen Rosse, wozu stets Schimmel gewählt wurden und zogen zum Hainbügel, von wo sie vereint mit den Datschnern und unter Vorantritt der drei Schimmelreiter sich zur Stadt wandten. Die Uebrigen folgten zu Fuß oder zu Roß und mit geschmückten Waffen in der Faust.

Allein noch war's nicht genug. Nun hieß es wieder, der Weltenvater sei allzu heilig, als daß man ihm so ohne weiters nahen dürfte, und so wurden nur die Gottesbilder von dem Priester in's Kirchlein getragen; das Volk aber ritt — ganz wie es noch heute bei der Marktkapelle geschieht — rings um dieselbe, und stellte sich sodann harrend vor der Kirchthür auf, während sich drinnen heilige Geheimnisse vollzogen. Durch dieses Fernhalten ward aber Neugier und mächtige Sehnsucht, zu schauen, bei den Halbheiden erweckt, man strebte, des Kircheneintritts durch die Taufe würdig zu werden und damit war der Zweck der Heidenbekehrer erreicht.

Es ist nicht die müßige Erzählung, was mich veranlaßte, gerade dieses Umzuges ausführlich bis in's

[23]) Der chr. Gottesdienst trägt äußerlich noch altheidnisches Gepräge. Nicht nur, daß (beispielsweise) der dem Volke auch ehedem durch Steinringe als unnahbar bezeichnete Altar aus Stein sein muß, sondern auch das Opfermahl ist beibehalten. Nur sind Brot und Wein die Symbole für den „Leib des Opferthieres" geworden, weil dem heidn. Brauche, mit dem Blute der selbst geschlachteten Opferthiere den Altar zu besprengen, und von dem Fleische vor und mit allem Volke zu essen, nicht allzu schroff entgegengetreten werden konnte, ohne um einer äußerlichen Form halber den eigentlichen Zweck, die Bekehrung, zu gefährden.

Unscheinbare zu erwähnen. Es geschah deshalb, weil er allzu sichtbar die Spuren seines Alters, seiner Ursprünglichkeit und seiner Deutschheit an sich trägt und zusammengehalten mit den vorangegangenen Ausführungen der wuchtigste Schlag gegen die seicht begründete Annahme einer čechischen Urbevölkerung des Tetschner Thales ist.

Wer erkennt nicht in dem ganzen Aufzuge der Osterreiter auf den ersten Blick ein Bild der „wilden Jagd"! Ist nicht, abgesehen von den culturhistorischen Merkmalen: der Dreiheit, der Versammlungsorte und der Schimmelreiter, schon allein die begleitende Musik, das laute Beten und das bewaffnete Gefolge eine lebendige Darstellung Wotans und der einherischen Helden, von dem die Alten sagten, daß er zur Zeit der Frühlings-Sonnenwende auf weißem Rosse, unter lautem Gejauchze der Helden und begleitet von einer sinnberückenden, brausenden Musik durch die Lüfte ziehe, dem letzten Kampfe am letzten der Tage entgegen?

Zugleich ist auch das Vorkommen deutscher Sagen erklärt, deren Aechtheit durch diesen lebendigen Zeugen selbst dann hinlänglich beglaubigt wäre, wenn sich auch nicht — wie dies wirklich der Fall ist, — innere, zwingende Gründe dafür ins Feld führen ließen: Wenn sich nämlich die Sagen und Sitten nicht an heidnische Heiligthümer binden, sondern bald hier, bald da sich finden lassen, so ist ihre Einwanderung leicht anzunehmen. Da nun aber die von mir gesammelten, wie ich nachweisen werde, unbedingt auf dem Boden gewachsen sind, wo ich sie fand, und in ihnen (den nach-

folgenden Quaderbergsagen) ein geschlossenes, unverwischtes Bild der germanischen Götterwelt erhalten ist, so steht auch bei dem Umstande, als der Glaube nicht universell, sondern national war, das Deutschthum der Urbevölkerung des Thales außer Zweifel.

Wem freilich die Geschichte erst dort anfängt, wo sie schwarz auf weiß erscheint, wem alles Leben, alle Wahrheit nur aus Pergamenten kommt, wem der Baum nicht bei der Wurzel beginnt, sondern dort, wo sein Stamm sichtbar wird, mit dem ist nicht zu rechten.

II.

Die große Fluth.

Sage und Kritik.

Zu den wenigen Erinnerungen an die Vorzeit Tetschens, welche sich im Gedächtnisse der gegenwärtigen Bewohner der Stadt fristen, gehört die Sagengeschichte von der Ueberfluthung des alten Ortes und der Erbauung der Wenzelskirche.

In den vorhandenen Werken zur Ortsgeschichte, die aber alle wegen Mangel an Vollständigkeit oder wegen Theilnahmslosigkeit der Bevölkerung bloße Versuche oder doch ohne Verbreitung geblieben sind, ist ausführlich davon Erwähnung gemacht worden, denn die Gründung des heutigen Tetschens fällt noch in eine Zeit, wo sich Sage und Geschichte gern verbinden und ein scheinbar so unzertrennliches, in sich verschmolzenes Ganzes bilden, daß selbst jene Geschichtsforscher sie nicht übergehen können, welche sonst schlechtweg die Sage verwerfen, weil sie — nicht urkundlich ist.

Allerdings treten nicht mythische Personen als Erbauer Tetschens auf, es ist vielmehr nur ein verein-

zelter, sagenhafter Zug, welcher die Geschichte der Stadt schmückt; aber schon dieser allein, so verblaßt er auch sein mag, ist wichtig genug, um beachtet zu werden. Was sich in der Stadtchronik von dieser Sagengeschichte erhalten hat, ist ungefähr Folgendes:

Am 28. September 1059, am Tage des böhm. Landespatrons Wenzel, schwoll die Elbe und die damals wahrscheinlich noch über die sogenannte Plümpe, einem ehemaligen Elbearme, fließende Polzen [1]) durch niedergegangene Wolkenbrüche derart an, daß die auf der Frauenwiese stehende Stadt [2]) durch den unerhörten Wogenandrang des wild daherstürmenden Flusses, dessen Brandung sich an der breiten Südseite des Schloßberges, also über den Dächern der hölzernen Hütten, brach, vollständig vernichtet wurde und in der Folge nur die „wüste Stätte" hieß. Wie ein kleiner See ergoß sich die von Trümmern bedeckte Elbe und leckte an dem steil wie eine Insel aus der Fluth hervorragenden Burgfelsen, von dessen Höhen die geflüchteten Städter dem Wüthen des furchtbaren Elementes zusahen und hinabstierten auf die Stelle, wo vor Stunden noch ihre Heimath, ihre und ihrer Väter Geburtsstätten gestanden

---

[1]) Polouznice, etwa Wiesenbach.

[2]) Die auch in die städtische Chronik übergegangene Behauptung, daß man in unseren Tagen außer Wällen, Stadtmauern und Gräben auch Straßenpflaster gefunden habe, bedarf wohl kaum einer ernsten Widerlegung. Die Kirche stand nördlich in der Nähe des Bahnwärterhäuschens vor der Nordbahnbrücke. Dort wurden bei den Arbeiten im Schloßparke häufige und sehr seicht liegende Knochen und Schädel beerdigter Menschen gefunden.

hatten und nun das Grab so Manches der Ihrigen, vielleicht das Grab all' ihres Glückes geworden war. Ein später Chronist erzählt davon im Stadtbuche:

„Ueberall war nichts als Schrecken und gräuliches Unglück und es ging über alle Erwartung. Untröstlich war das Schauspiel, den ganzen Elbestrom mit Häusern, Thürmen, Schiffen, Holz und Geräthschaften, Menschen und aller Art Thieren ganz bedeckt und überhäuft anzusehen, ohne selbes retten zu können."

„Einige von denen aus der Stadt retirirten Personen, die ihre Habseligkeiten auf die Burg brachten und um die nöthige Hilfe anhielten, genossen aus Gnaden ihren Lebensunterhalt von dem hiesigen, sonst in der ganzen Gegend wegen seiner tapferen Thaten von seinen Feinden gefürchteten Besitzer, dem Ritter von der Burg und Besten Sonnenstein, Jakob Berka genannt."

Die Bestürzung war so groß, daß man vergaß, die Gefangenen aus den fast bis zum Fuße des Felsens hinabreichenden Verließen zu retten; sie ertranken in den Mauern ihrer Kerker. Aber noch war dies nicht die letzte Schreckenskunde über das Steigen des verheerenden Elementes, denn die Wogen wuchsen immer höher und höher und endlich reichten sie sogar bis an die untere Wachtstube [3]) heran. Da senkte Einer aus

[3]) Unter dieser Wachtstube ist — den örtlichen Verhältnissen zufolge — höchstens ein Vorwerk zu verstehen, das sich zur Sicherung des alten Burgaufganges aus der Stadt — in der Richtung hinter der heutigen Schloßmühle zum Adlergraben (heutiger Bibliotheksaal) — am Fuße des Südabhanges befunden haben dürfte, und, obschon die Stadt überragend, doch noch im Bereiche der Fluth gelegen war.

dem Fenster derselben einen Humpen in die Fluth und brachte ihn dem Burgherrn zum Zeichen der Größe der Gefahr. — Wie das die Flüchtlinge sahen, wähnten sie alle, eine zweite Sündfluth sei gekommen und die Burg selbst werde darin untergehen.

Doch Berka erhob sich und forderte sie auf, nicht zu verzagen; sei er immer ihr Freund gewesen, so sei er es jetzt in solcher Noth um so mehr. [4]) Man solle ihm vertrauen, denn noch gebe es ein Mittel, die Gefahr zu beschwören, und das sei — Gott!

Da reichten sich Alle die Hände und gelobten laut zu St. Wenzeln, ihm eine Kirche zu bauen, wenn Gott sie errette. Darauf hob Berka den Humpen zu den Lippen, trank und reichte ihn den Uebrigen in der Runde und so erhielt der Schwur nach alter Vätersitte Kraft und Weihe. [5]) — —

Die Chronik will nun weiter wissen, daß man in der Einfalt jener Tage eine Tafel auf's Wasser gelegt habe, worauf geschrieben stand, daß dort, wo sie an das Land getrieben werde, jene Kirche (und somit auch die Stadt) zum ewigen Gedächtnisse des Ereignisses erbaut werden solle. Gott und der heilige Wenzel

---

[4]) Wörtlich nach der Chronik: „Trinket Alle von dem Wasser der Trübsal, aber denket, daß ich euer Freund bin immerdar und in diesem Elende um so mehr." Diese Worte verrathen den Stand des Chronisten, der hier den Berka bereits als Burgherrn (Zupan) einführt, während er (nach den Schaller'schen Versen) erst seines Vaters Tod abwarten mußte, um, zur Nachfolge gelangt, den Neubau der Stadt verfügen zu können.

[5]) Eine Sitte, die noch bei uns in Ehren steht. Ohne Gläserklingen und Zutrinken geht kein Wunschtag vorüber. Die Alten nannten es Minnetrinken.



würden sich schon die passendste Stelle aufsuchen. Und richtig, als die Flüchtlinge von der Burg, die ihre Arche geworden war, herabsteigen konnten, ließ sich die Tafel gefälligst an einer Stelle finden, die auch den Burgherren just zur Neugründung der Stadt tauglich schien und wo noch heute eine Kirche des hl. Wenzels steht. Zwischen dieser und dem nahen Schloßberge erhob sich später das neue Tetschen und ist, geschützt durch seine höhere Lage am Nordabhange, nie mehr von einem gleichen Unglücke betroffen worden.

Ein angeblich in die glatte Westwand des Thurmfelsens eingefurchtes Kreuz [6]) soll die jedenfalls bedeutende, durch die Sage aber in's Ungeheuerliche getriebene Wasserhöhe anzeigen, von der die Leipaer Kirchengedenkbücher in folgenden, in Schaller's Topografie Böhmens mitgetheilten Versen Erwähnung thun:

„Alß man zählte taußendt neun vndt fünftzig Jahr
Zur Zeyt der Tag Sanct Wenzeslai war,
Ein großer Regen in Böheim geschach,
Daß sich ergoßen alle Wässer und Bach.
In Böheim das großen Schadten thät,
Das Wasser wegriß Dörffer und Städt.
Seyt der Sündtfluth nicht ist geschehn,
Daß man solch' schröcksam Wasser gesehn.
Die Elb' an der Gräntzen sich hoch ergoß,

[6]) Das sich jedoch nur in dem blinden Glauben der Wiedererzähler unauslöschlich eingegraben hat, von denen sich keiner die Mühe gegeben zu haben scheint, sich von dem Nichtvorhandensein jenes Zeichens zu überzeugen. Der höchste dort angegebene Wasserstand ist der vom J. 1432 mit einer Höhe von 16 böhm. Ellen à 57 Ctmtr., der, selbst wenn der Pegel unrichtig sein sollte, dennoch hingereicht hätte, die Catastrophe von 1059 zu wiederholen.

Daß man erreichet Wasser auff dem Tetzschner Schloß.
Die Polßnitz auch hatte nicht ihren Gang,
Die Stadt Laippa dadurch viell Schadten empfang.
Eß war da Jammer vndt groß Elendt,
Daselbst es auch die Stadt Tetzschen wegschwemmt.
Dieß ist geschehn in demselben Jahr,
Alß Spitigneus frommer Fürst in Böheim war.
Jakob Berka nach seines Vatters Todt
Bavet wieder Laippa vndt Tetzschner Stadt."

Wirklich ist man beim ersten Blicke auf die Lage der Stadt und Kirche versucht, Alles für geschichtlich wahr zu nehmen, was die Chroniken erzählen, so unwahrscheinlich es dem gesunden Menschenverstande auch scheinen mag, daß man in einer so wichtigen Angelegenheit getrost den lieben Gott habe walten lassen. Freilich war das Christenthum damals in der Gegend kaum noch recht heimisch und treuherziger, einfältiger Wunderglaube fähig, selbst die Gebildetsten jener Zeit mächtig zu beeinflußen. Wer indeß näher eingeht und die einstigen örtlichen Verhältnisse in Betracht zieht, dem zeigt es sich schlagend, daß ganz andere Ursachen hier maßgebend waren und daß die bisher kritiklos hingenommene Geschichte mit der Tafel unbedingt in's Gebiet der Sage zu verweisen ist, einfach darum, weil sie — unmöglich ist.

Ein Stück Holz, welches auf dem 29 Meter über den Elbespiegel emporreichenden Kirchenhügel angeschwemmt worden wäre, setzt eine Wasserhöhe voraus, welche den Tetschner Thalkessel vollständig in einen See verwandeln mußte. Dann würden aber die wilden Strömungen der Elbe und Polzen beiläufig über dem Hügel der jetzigen Stadt zusammen getroffen und offenbar

noch so jähe und schrecklich gewesen sein, daß jedes vom Strudel ergriffene Ding binnen Augenblicken den Nachsehenden und somit auch jeglichem Nachforschen entzogen worden wäre. Wie hätten die Städter also ihrem angeblichen Gelübde nachkommen können, nachdem sie doch nie und nimmer rechnen durften, den hölzernen Stiftungsbrief jemals, in so unmittelbarer Nähe der Burg aber schon gar nicht wieder zu erlangen?! Oder sollte es glaublich sein, daß es im Sinne der Stifter gelegen sei, die Votivkirche wo immer in der Welt zu bauen? Hatten sie, die Obdachlosen, die ohne Zufuhren von Lebensmitteln der harten Winterzeit entgegen sahen, wirklich nichts Anderes zu denken? Das wäre ja geradezu toll, ein wahres Schildbürgerstückchen gewesen!

Vernünftiger Weise läßt sich daher nur annehmen, daß Stadt und Kirche zusammen an einem geschützten Orte errichtet werden sollten und daß der Kirchbühel als höchst gelegener und gar nicht überfluthbeter Punkt von den Beobachtern aus der Burg hiezu bestimmt wurde.

Auch der Grund, warum die Kirche gegen alle sonstigen Städteregeln außerhalb der Ringmauern lag, ist einfach in den Ortsverhältnissen zu suchen. Die Ueberschwemmung von 1059 ist sicher nicht die erste gewesen, wie sie nicht die letzte war.[7]) Fast bei jedem Hochwasser war die Frauenwiese bis vor wenigen Jahren oft verheerenden Ueberfluthungen ausgesetzt. Es mochte sich also schon sehr früh die unzweckmäßige Lage der

[7]) Ich erinnere nur an die verhältnißmäßig naheliegenden Jahre 1784, 1849 und 1853, wo sich das alte Polzenbett füllte und Tetschen beinahe ganz vom Wasser umschlossen war.

alten Stadt, selbst wenn dieselbe aus umdämmten vereinzelten Hütten, oder den Anfängen eines befestigten Burgdorfes bestanden hat, geltend gemacht haben.

Nach dem Unglückstage lag daher einerseits nichts näher, als die felsige Nordabdachung des Schloßberges in Besitz zu nehmen, weil sie wenigstens vor dem tückischen Elemente Schutz gewährte. Anderntheils dürfte die „wüste Stätte" derart verheert gewesen sein, daß es wenigstens in den ersten Zeiten danach zu den Unmöglichkeiten gehörte, die Stadt am alten Flecke zu erneuern, besonders, da der reißende Polzenbach sich von da an über die noch mehr durchweichte Fläche in mehreren tief ausgerissenen Lagern seiner heutigen Mündung zu ergossen haben dürfte. Sein früheres Bett lag von Stunde an versumpft und blieb es bis zum heutigen Tage. Die schmale, hügelige Landzunge aber, welche solchergestalt zwischen diesem breiten Sumpfgraben und der Elbe bestand, und — vom Schloßberge gesperrt, — jetzt zur Aufnahme der Stadt dienen sollte, war damals vom Walde bedeckt und soll dem Burgherrn zu einem Wildhage genützt haben, dessen Umfassungen parallel zwischen der heutigen Schiff- und Fleischgasse zum Elbthore hinabliefen, so daß also der Raum des gegenwärtigen Marktplatzes etwa zu drei Viertheilen noch zu dem an's Schloß gelehnten Thiergarten gehörte. Es blieb demnach nur der unebene Platz außerhalb des Thiergartens bis zum Kirchbügel einzig verfügbar, erwies sich aber unzulänglich, weil die Kirche sammt dem Friedhofe an derselben, welche nach den alten Städteregeln in der Mitte des Ortes angelegt wurden, den besten Platz wegnahmen und nur einer äußerst

bescheidenen Hüttenzahl sammt Gartenräumen den damals beanspruchten und vor Wassersnöthen sichern Platz übrig ließ.

Der alte Howora aber, Jakob Berkas Vater, der wegen seiner ungezähmten Jagdlust allgemein nur als „der Jager" im Volksmunde fortlebt und der — damals ein 70er — von persönlichen Rücksichten geleitet sein mochte, war, wie es scheint, nicht zu bewegen, den Wildpark zu opfern, um der Stadt Raum zur Entfaltung zu geben. Vielleicht auch war er es müde, sein kaum im Beginne schon wieder zerstörtes Werk, ein städtisches Gemeinwesen zu gründen, zu erneuern. — Kurz, soviel steht fest, daß der Stadtbau nur zu einer vorläufigen, planlosen Ansiedlung des betroffenen Theils der Bevölkerung um die zur Befestigung des Christenthums natürlich gleich in Angriff genommene und vollendete Holzkirche gediehen sein kann. Auf der Frauenwiese und unweit derselben entwickelte sich nämlich gleichzeitig eine dörfliche Niederlassung (Dorf Altstadt) mit einem Kirchlein, welches letztere erst nach der Aussetzung Tetschens als wirkliche Stadt im 13. Jahrhunderte verwaiste, aber 1388 wieder einen Priester erhielt und erst 1570 durch eine Fluth zerstört wurde.

Dieser grenzenlosen Zerfahrenheit wurde erst ein Ende, als Berka „nach seines Vatters Todt" und nach so vielen kraft- und planlosen Anläufen daran ging, das Volk hinter Wall und Graben zu sammeln. Der Wildhag, als dessen letzter Rest der nördliche Schloßpark anzusehen ist, fiel und bald legte sich um den Scheitel des Hügels ein Kranz von Mauern. Noch jetzt ist der ganze Plan, nach welchem die Stadt damals,

also zum drittenmale angelegt wurde, leicht zu verfolgen. Schwerlich aber würde der Marktplatz so groß sein und heute ein so freundliches Aussehen haben, wenn er nicht schon ursprünglich zur spätern Aufnahme von Kirche und Friedhof bestimmt gewesen wäre, was wieder darauf zurück zu deuten scheint, daß die Ansiedlungen um die Wenzelskirche kaum nennenswerthe und jedenfalls verfehlte waren. Bei den damaligen unbeschränkten Mitteln über das Volk bedurfte es nur des ernsten und nachhaltigen Willens der Machthaber und so mögen denn die Häuser am Wenzelsplatze und auf der Frauenwiese allmälig bis auf die überall langlebigen Kirchen abgefault sein. Endlich verschwand auch die zur „lieben Frauen" und nur die Wenzelskirche ward, trotzdem sie vereinsamt außerhalb der Mauern stand und trotz Schwedenplünderungen und Feuersbrünsten mit der herkömmlichen Hartnäckigkeit immer wieder an demselben, selbst in unsern Tagen nur in loser Verbindung mit der erweiterten Stadt stehenden Platze errichtet, der mit Recht den Namen „Berkavorstadt" führen sollte. Die Geschichte hat sich also sehr natürlich und durchaus nicht wunderbar zugetragen.

Doch entsteht nun die Frage, woher die so freigewordene Sage gekommen und was mit ihr anzufangen sei. Ich denke so: Als sich die Hütten am Kirchenhügel verloren hatten und ganz vergessen waren, suchte die geflügelte Volksphantasie jener urkundenlosen Zeit umsonst nach einer thatsächlichen Ursacheerklärung der an so auffälliger Stelle sich befindlichen Kirche, von der man nur wußte, daß sie eine Stiftung von 1059 sei. Wie sich nun — um ein altbekanntes Beispiel anzu-

führen — mit der hervorragenden historischen Gestalt des Kaisers Friedrich Rothbart die dem Volke noch dunkel erinnerliche Sage von dem Winters über im Berge schlafenden Kriegsgotte Wotan in Eins verband, so geschah es auch hier mit dem augenfälligen Bauwerke.

Vordem hatte man sich nämlich die allen Deutschgebildeten unserer Tage wieder bekannte Geschichte erzählt, wie ein kühner Vorzeitsheld Wieland, (dem ebenso sagenhaften Noah vergleichlich) in einem hohlen Baume steuerlos den Wogen anvertraut habe und geführt von den räthselhaften Gewalten der Meerestiefe an's Land des Königs Nidung getrieben wurde, wo er dem Liebeszauber Bödwildens, der Tochter Nidungs, selig erlag. Im 12. Jahrhundert — denn Namen vergessen sich leicht — mag davon kaum noch mehr bekannt gewesen sein, als daß ein Schiff oder Baum (beides aich) bei einer großen Fluth — irgendwo — angeschwommen sei. Daraus wurde endlich ein Brett, eine Tafel (in der Bibel ist's gar ein Oelzweig, an dem der Archenfahrt Ende erkannt wird); kurz die große Fluth, von der die Sage wußte, ward mit der für die Stadt so verderblichen, als Thatsache festgestellten Ueberschwemmung vom Jahre 1059 verwechselt und vermengt und so entstand nach und nach ein Gewirr von Sage und Wahrheit, das aber — ein untrügliches Zeichen der Aechtheit und des Alters jeder Mythe, — wegen seines geschlossenen Gefüges den Schein der Glaubwürdigkeit so sehr erweckt, daß es alle die Jahrhunderte her noch nie ernstlich angegriffen wurde.

Man begegnet ähnlichen, localgefärbten Sagen (man nehme nur die fast gleichlautenden über die Ent-

stehung von Teplitz und Karlsbad) häufig und sie tauchen, obgleich sie längst zu den Todten gerechnet werden, stets — auch unter uns — wieder auf. Man erinnere sich nur, ob man je eine größere Ueberschwemmung erlebt habe, ohne daß es urplötzlich flüsternd durch die Menge gegangen wäre: es sei da oder dort auf den Fluthen treibend „ein Mann auf dem Dache" oder „das Kind in der Wiege" gesehen worden! Und doch ist jenes „Kind" Niemand als Held Wieland, Niemand als der Nibelungen-Siegfried, Nichts als die Tetschner Gelübnißtafel oder allgemein verständlich: der beim Eisgange sich ankündigende, im Holze treibende — Frühling! —

III.

Der Quaderberg und seine Sagen.

Das verwunschene Schloß.

Damals, als Tetschen noch in Ringmauern steckte und außer den Bürgern der Stadt Niemandem auf eine Meile in der Runde das Recht zustand, ein Gewerbe zu treiben, gab's einen Schneider im Orte, dem es recht gut ging; denn er hatte zu allen „heiligen Zeiten" sicher aus der ganzen Umgegend Bestellungen auf Wamms und Mantel — und das will für jene Zeit, wo Kleider noch Familienerbstücke waren, schon was heißen. Nun war wieder einmal Palmsonntag vor der Thüre und die Natur schickte sich mächtig an, sonnig und frühlingsfroh zu werden. Die Leute hatten längst ihre Pelze abgethan und in manchem Hause auf dem Lande erwartete man stündlich, daß Meister Hietel aus der Stadt mit dem neuen Gewandzeug ankomme. Der Schneider war ein Mann von Wort und wie er es der schlechten und weiten Wege halber gewöhnlich that, ließ er sich auch diesmal beim Nachbar dessen alten Karrengaul geben und machte sich Samstag frühzeitig mit seinem Packe auf, um von seiner Runde durch die Dörfer noch bei guter Zeit wieder daheim sein zu

können. Aber wie es schon manchmal geht, hier bot man ihm ein Gläschen, dort trank er ihrer zwei, hier hielt er auf ein Wort und blieb ein Plauderstündchen und anderswo wieder mußte er warten, weil Niemand feiernd zu Hause war; kurz, als er über Losdorf her auf der alten (knapp am Berge gegen das Schützenhaus führenden und noch immer erkennbaren) Lausitzer Straße gegen Tetschen ritt, war es schon stark dunkel geworden. Das war Meister Hieteln nicht zweimal recht. Er hatte ein hübsches Stück Geld bei sich, rechts und links vom Wege war damals Wald bis dicht an die Stadt heran und da reute es ihn schier, sich so lange verhalten zu haben. Zum Ueberflusse ging ihm auch noch seine Pfeife aus und damit war auch das letzte Fünkchen von Courage verdampft.

In dieser Verfassung war er bis zum „Hainbübel," dem östlichen Ende des Quaderberges, gekommen, (wo man noch die ausgefahrenen Wagengeleise in dem felsigen Straßenboden sieht) als er auf einmal zwischen den Bäumen Lichtschein bemerkte und gleich darauf rechts über der Straße ein großes, hellerleuchtetes Gebäude mit einem geräumigen Vorhofe erblickte, der mit einer hohen Mauer umgeben war. Die Augen aufreißend, schnellte der erschreckte Meister im Sattel empor und hielt mit einem unmenschlichen Rucke den lahmen Klepper an. Sein Lebtag hatte er kein Schloß und kein Bräuhaus oder was es sein mochte, an dieser Straße gesehen. Aber es war doch ein richtiges Gebäude, weitläufig, mit Thürmchen und allerlei vorspringendem Mauerwerk. Durch's offene Thor sah er einen uralten Baum, darunter brannte ein kleines Feuerlein und drei

dunkle Männergestalten lagen anscheinend schlafend dabei. Alles das sah so natürlich und ganz und gar nicht wie Gespensterspuk aus, so daß der wackere Schneider allmälig wieder zu sich und auf die Vermuthung kam, daß er am Ende nur einen falschen Weg eingeschlagen habe. Er nahm sich daher ein Herz, band den Gaul an einen Baum und schritt durch's Thor, um zu erkunden, wo er eigentlich sei.

Da aber erhob sich einer von den Wächtern und schaute ihn groß und durchdringend an, davor es dem Schneider so grauste, daß er nicht mehr wußte, weshalb er dastünde. Er machte ein paar Schritte, stotterte etwas und knickte dann unter der Centnerlast seiner Angst neben dem Feuer zusammen, indem er seine Schwäche bemäntelnd mit heiserer Kehle um die Erlaubniß bat, sich eine Kohle auf seine Tabakspfeife legen zu dürfen. Statt aller Antwort wies der unheimliche Fremde finster auf die Flamme, Meister Hietel fischte zitternd ein glimmendes Stückchen heraus und that ein paar kurze, angstvolle Züge. Da aber der Lange gegenüber durchaus keine feindselige Miene machte, sondern wie in sich versunken in die Flamme schaute, so traute er sich allmälig soviel Kraft zu, sich wieder auf seinen Füßen erhalten zu können und es fiel ihm sogar ein, daß er eigentlich nach dem Schlosse und dem Wege hatte fragen wollen. Er that's also; aber da schüttelte der Fremde dreimal mit dem Kopfe und neigte sich dann mit einem tiefen Seufzer vornüber und es schien, als ob er in Schlaf sinke.

Das verwunderte den Schneider beträchtlich; doch als er merkte, daß hier durchaus nichts zu erfahren

sei und daß auch das ganze Schloß mit all' seinen Lichtern wie ausgestorben, todtenstille vor ihm lag, da reckte er sich behutsam auf, schlich rückwärts schielend zu seinem Pferde und ritt darauf los mitten in den finstern Wald hinein. Aber statt sich thalwärts zu senken, ward der Weg steil und holprig; der Klepper keuchte und stolperte und stieß den Reiter rechts und links an die Bäume, so daß Herrn Hieteln das Maaß der Widerwärtigkeiten schon längst voll schien, als die Mähre mit einemmale schnaubte, laut in das schreckhafte Dunkel hineinwieherte und durch nichts zu bewegen war, nur einen Schritt weiter zu thun, so sehr auch der entsetzte Reiter am Zügel riß und zerrte. Zerschunden und zerrissen, am ganzen Körper vor Furcht und Kälte zitternd, setzte er sich zuletzt auf einen gefallenen Baum in der Nähe und ergab sich willenlos in sein Geschick. — Als die Finsterniß endlich, endlich wich und ein schwacher Dämmerschein durch die Bäume fiel, erkannte er zu seinem erneuerten Schrecken, daß er in nächster Nähe vom Galgen (in der Nähe des gegenwärtigen „Bohemia"-Pavillons) übernachtet hatte und unfehlbar in den dort zur Elbe abstürzenden, felsigen Abgrund gefallen wäre, wenn ihn nicht das Thier davor bewahrt hätte.

Gebrochener ist er wohl an keinem Morgen gewesen, als diesmal. Sein Unmuth sollte aber noch mehr wachsen, ja alle menschlichen Begriffe übersteigen, als er daheim seine Pfeife wieder zur Hand nahm und darin statt der Kohle — ein funkelndes Goldklümpchen fand! Nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen und er verwünschte sich, weil er nicht gleich auf den ersten Blick erkannt hatte, daß er richtigen Wegs ge-

wesen und in das verwunschene Schloß am Hainhügel gerathen war. Das vermeintliche Feuer im Schloßhofe war selbstverständlich nichts anderes, als ein Theil jenes unermeßlichen Schatzes, der dort aus dem Berge jedesmal zur Osterzeit heraufsteigt. Hätte der Schneider nicht so thörichte Fragen an den Wächter gethan, sondern ihm einen frommen, herzfrohen Gruß geboten und sich nach der sonderbaren Stille im Schlosse erkundigt, so würde ihm Jener — so versichert die Volkssage — den ganzen Reichthum des Berges aufgethan haben und der Zauber wäre gebrochen worden. So aber war nichts sein eigen, als das Stückchen Gold und daß der Fluch auch auf diesem winzigen Körnlein des verwunschenen Schatzes lag, das merkte er bald; denn von Stund' an war sein ganzes ferneres Leben verbittert und so viel Mühe er sich nachher auch gab, — den Schatz hat er nicht gehoben. Die goldene Kohle aber hat sich in seinem Hause erhalten und der mir das erzählte, will sie noch mit eigenen Augen gesehen haben.

Die Bünauerhöhle.

Es sind Wenige mehr am Leben, die den Peschke gekannt haben. Der war schon damals, als der alte Jäger als kleiner Bub hinter der Schule zu gehen pflegte, ein steinalter Mann und stellte den Vögeln am Quaderberge nach. Bei der Zwergentränke (jetzt führt ein hübscher Promenadenweg dort durch den Wald) zwischen den hohen Felsen, wo die Rothkehlchen ihren Zug in's Thal nehmen, war sein Revier. Oestlich von

dem kleinen Quellchen thut sich eine schmale Felsspalte auf, die führt hinauf zu einer Höhle, aus der sonst in alten Zeiten die Zwerge aus dem Innern des Berges hervorkamen. Später, als die Schweden im Lande waren, verbarg sich hier der einstige Herr über das Tetschner Land, der Ritter Rudolf von Bünau, der, weil er von seinem Glauben nicht lassen mochte, geächtet worden war. In die Felsenwand am Ende der Höhle hatte er sich ein Kreuzzeichen eingegraben, darunter schlief er und durch die Klunst stieg er hinab, um aus der Quelle Wasser zu schöpfen. Auch ein Ruheplätzchen hatte er. Seitwärts von der Höhle läuft ein schmaler Vorsprung an der sonnigen Felswand hin und wo diese scharf um die Ecke biegt, da ist er so eng, daß schon ein frischer Muth dazu gehört, um sich hinumzuschwingen. Drüben da ist eine Felsennische mit einem Steinsitze darin und hier auf der luftigen Höhe, unter, über und neben sich die glatten Wände und den Wald, dessen rauschende Wipfel bis an das einsame Plätzchen heraufreichen, hier mag der flüchtige Mann geruht haben, während sein Blick schweifend über den Fluß und über die Berge streifte, von denen er sich nicht zu trennen vermochte. — —

Seitdem heißt das Felsenloch, an dessen durch das Kreuz bezeichnetem Ende (vom Gerölle verschüttet) sich eine zweite Höhle befindet, aus welcher wieder ein schachtförmig nach oben führender Gang in eine von den kröuenden Felsen romantisch umschlossene, kraterähnliche Mulde führt, die Bünauerhöhle. Einige nennen es auch Peschkenhöhle, weil der alte Vogelsteller sich häufig darin aufhielt. Einst hatte der Wind

einen mächtigen Baum umgebrochen und der lag nun auf den Felsen quer über der Höhle und ein junges Bäumchen daselbst hielt ihn so, daß er nicht in die Tiefe stürzen konnte, wodurch es den Holzhauern unmöglich war, ihm nahe zu kommen, wie sie es brauchten. Sie wollten daher das Stämmchen umschlagen, damit der Baum vollends hinabstürze. Da aber trat der Alte mit blitzenden Augen vor sie und wehrte sie ab. Hier, so rief er ihnen drohend entgegen, dürfe Niemand eine Axt anlegen; denn hundert Jahre nach seinem Tode komme er wieder zurück in den Wald und darum müsse Alles bleiben, wie es sei. — Und fast so ist es auch geblieben, denn selten nur ist der Fuß eines Waghalses in das Felsengewirr eingedrungen und die Höhle selbst war noch vor Kurzem sogar bis auf den Namen vergessen.

Ein andermal, an einem Herbstabende, war er wieder einmal zur Zwergentränke gegangen, hatte Reisig und Spindeln über das Wässerchen gelegt und war dann hinauf zur Höhle gestiegen, um dort im Felsensitze abzuwarten, bis früh im Morgengrauen die Schaar der kleinen Sänger den Flug beginnen würde. Es mochte nahe an Mitternacht sein. Die Luft war still und heiter und lautlos lag die Nacht über dem dunklen Geäste der Bäume und dem im Mondenlichte glitzernden Flusse.

Der Alte war eingeschlummert, fuhr aber von Zeit zu Zeit wieder empor, um nach dem Tage auszuschauen und beruhigt wieder einzunicken. Wie er aber nach etlichenmalen die verschlafenen Augen gegen Osten erhob, da ließ er sie auch dort. Wo die Nord-

gehänge des Hainhübels jäh zur Laubenschlucht abfallen, ragte über den Bäumen ein riesiges Gebäude, wie eine Burg, in die durchsichtige Nacht hinauf und so hell hoben sich die Thürme und Zinnen ab, daß es schien, als ginge ein Leuchten von ihnen aus. Aber obschon durch die Fenster heller Lichterglanz herausdrang, verrieth doch kein Geräusch, kein Ton Spuren des Lebens, geschweige denn jubelnder Festfreude. Die Luft schien noch klarer, noch stiller geworden zu sein und der Alte hörte nur seinen eigenen Athem. So saß er eine gute Weile und hatte sich noch lange nicht von seinem Staunen erholt, da schlug es plötzlich deutlich vernehmbar Eins in Tetschen und wie ein Blitz war das Schloß mit all' seinen Lichtern verschwunden, als wär's in die Erde gesunken und die Stelle war leer wie immer zuvor.

In jener Nacht wären also wieder einmal die verborgenen Schätze leicht von dem zu heben gewesen, — der's gewußt hätte! Jetzt steht die Sache anders, denn nun wo Stunde, Zeit und Ort bekannt sind, kann es keine Schwierigkeiten mehr haben und wenn wieder Ostern oder Herbstsonnwende sein wird, da brauchen sich die, welche das Erlösungswerk vollbringen möchten, nur einfach beim Hainhübel einzufinden, doch — wohlgemerkt und ausdrücklich! — ganz zufällig; denn wer absichtlich hingeht, der kann sein Leben lang dort stehen bleiben und wird nicht Burg und nicht Schatz gesehen haben.

Mutter und Kind.

Daß Jemand einen Theil des Goldhortes gehoben hätte, davon hat man nur ein einziges Mal gehört.

Am Palmsonntag früh, zur Messezeit, wo, wie bekannt, „die Schätze blühen," ging ein junges Bauernweib, eine Falkendorferin, mit ihrem kaum einjährigen Kinde am Arm auf der alten Losdorfer Straße der Stadt zu. Wie sie zum Hainhübel kam, sah sie plötzlich ein altes Gemäuer am Bergrande und eine Thüre d'rin, die offen stand. Das verwunderte sie; denn wie oft sie auch den Weg gemacht hatte, noch nie war ihr das Mauerwerk aufgefallen. Sie trat näher und wie freudig erschrack sie, als sie in die Tiefe des Gewölbes blickend allmälig im Dunkel einen großen Kessel wahrnahm, der bis zum Rande mit funkelnden Goldstücken gefüllt war. Ohne Zögern stieg sie hinab, setzte das Kind nieder und raffte zusammen, soviel sie konnte. Damit eilte sie rasch in's Freie, legte den schweren Pack zur Erde und drehte sich eben, um ihr Kind und vielleicht noch eine Hand voll Goldes aufzuraffen, als sich urplötzlich ein gewaltiger Windstoß erhob, welcher die Thür mit furchtbarem Gekrache zuschlug. Zugleich war das Gewölbe verschwunden und die junge Mutter suchte und rief mit wachsender Angst auf der ganzen Anhöhe nach ihrem Kinde, ohne eine Spur von ihm finden zu können. In heller Verzweiflung kam sie endlich daheim an und verbrachte ihre Zeit fortan nur in Kummer und nagendem Harm; was aus dem Golde geworden sein mochte, danach frug sie nicht. — So ging ein trostloses Jahr in's Land und wieder war's Palmsonntag. Da wallfahrtete das gramsieche Weib zu der Stätte, wo es ihr Liebstes verloren hatte und wunderbar! — da war wieder die Mauer, — darin das Thor und dieses — offen. Sie stürzte darauf zu

und erblickte, vor Glück schier erblindend, das Kind an derselben Stelle und mit einem Apfel spielend, der ihm aus den Händchen rollte, als es von der Mutter emporgerissen wurde. Was kümmerte diese all' das Gold, das wieder dort lag und gleiste; sie hatte den weitaus größern Schatz gehoben und floh in Angst darum dem Dorfe zu. Hinter ihr schlug das Thor dröhnend zu und so liegt der unermeßliche Hort bis auf den heutigen Tag in der Tiefe des Berges. Das Kind aber erzählte, daß ihm eine schöne weiße Frau täglich zu essen gebracht und mit ihm gespielt habe.

Wenngleich in der letzten Sage nur von einem Gemäuer die Rede ist, so ist doch unverkennbar, daß dieses Eins mit dem sagenhaften Schlosse sei. Durch das Hinzutreten der weißen Frau ergänzt sich das gewonnene Bild und es ergibt sich, daß der Volksglaube auf die östliche Quaderberghöhe eine verzauberte Burg mit unermeßlichen Schätzen verlegte, deren augenscheinliche Hüterin, die weiße Frau, sicher dieselbe Erscheinung ist, von welcher die Märchen regelmäßig erzählen, daß ihre Hand demjenigen zufällt, welcher zu dem Horte vordringt und ihn in seinem Besitz bringt. In der deutschen Heldensage vergleicht sich ihr Grimmhilde am Drachenstein, die vom hörnernen Siegfried erlöst wird.

Der Jungbrunnen.

Die weiße Frau am Hainhübel ist Vielen erschienen. Einer der Letzten, der sie gesehen hat, bevor sie für

immer in den Berg gebannt ward, war ein alter Holzhauer, der schon lange, lange todt ist. Die Sache, albern genug ist sie, war so: Einmal ging Königstein's Großvater auf den Quaderberg zu seinem Großvater, um diesem, der dort Holz fällte, das Essen zu bringen. Großvater war damals ein kleiner Junge, wie es deren noch heutzutage allenthalben gibt; da braucht sich also Niemand etwas dabei zu denken. Das Merkwürdige ist nur, daß die Geschichte in der Nähe des Hainhübels passirt ist und daß sie überhaupt passirte, daran ist ganz allein der Umstand schuld, daß der Alte beim Essen Durst bekam und zu dem Jungen sagte, er solle den Krug nehmen und Wasser suchen. Der that's auch eine Weile und fand zwar keinen Quell, dafür aber Heidelbeeren die Menge, vergaß sich darüber und als er endlich zurückkam, da hatte er den Krug leer. Darüber fuhr denn der Holzhauer zornig auf und schalt das Kerlchen, was er konnte, wird ihn wohl auch beim Kopfe genommen haben. Danach machte er sich selber aus dem Haidekraute in die Höhe und nun passirte die merkwürdige Geschichte. — Wie er gegen die Hirschtränke (knapp am Ecce homo-Wege zur Bergspitze) hinschreiten wollte, ging auf einmal nicht weit von ihm eine Dirne zwischen den Bäumen in der Richtung des Hainhübels hin und hatte einen Krug in der Hand. Hm, denkt sich der Alte, hast dein Lebenlang nichts von einem Born da unten gehört, gehst ihr nach und ging auch richtig hinterdrein, das Bürschlein neben sich. Dauert auch gar nicht lang, so bückt sich die Dirne, schöpft ein und geht ohne umzusehen, rechts durch die Bäume und ist weg. Keiner von Beiden achtet deß'

und wie sie näher zu der Stelle kommen, quillt da wirklich und wahrhaftig aus der Erde der klarste Born, den der Alte je gesehen. Der nimmt auch gleich einen herzhaften Trunk und streckt sich dann eine Weile nieder in's Moos. Davon fühlte er sich so wunderbar gekräftigt und froh, daß er bald wie in jungen Jahren weitausschreitend zu seiner Arbeit zurückkehren konnte. Das ging so eine Zeit. Endlich aber bekam's der Junge satt, sich im Walde herumzukugeln und wollte heim. Da hieß ihn der Alte zuvor noch einen Krug des köstlichen Wassers holen; allein sehr bald kam Jener wieder und hatte abermals nichts darin. Er könne den Born nimmer finden, meinte er. So machte sich also der Alte unter Scheltşn neuerdings auf den Weg; es ging ihm aber nicht besser. Von einer Quelle war keine Spur, doch fand er seinen Strick zum Reisigbinden, den er neben sich hingeworfen und vergessen hatte, an jener Stelle im Moose, wo er sich geruht hatte, wieder. Von da an gab er sich um das Wasser keine weitere Mühe, denn daß er aus einem Zauberquell getrunken und nur deshalb sich so außerordentlich erfrischt gefühlt hatte, das brauchte ihm Niemand erst zu sagen.

Die Heilkräuter.

Das ist auch schon lange her, daß ein klein winzig's Ding von Mädchen in den Wald ging, um für seine kranke Mutter Heilkräuter zu suchen. Es war just kein Wunder, daß das Kind, wie es so von Baum zu Baum schritt, seinen Kummer gar bald vergaß, sich

hier zu einem nickenden Waldblümchen bückte, dann wieder einem bunten Schmetterling in's Haidekraut nachlief oder Beeren brach und gar nicht merkte, wie der Wald immer stiller, immer dunkler wurde, so daß es endlich nimmer wußte, wo es war und wie es hinaus kommen sollte. Da setzte sich das Kind auf einen Stein, wie deren viele herumlagen und weinte, als sollt's kein Ende damit nehmen. Auf einmal hört es einen lieblich leisen Gesang, wie wenn Eins ein Lied vor sich hinsingt; und als es sich die Augen rein wischt, kommt langsam eine lichte Frau daher, die bückt sich bald rechts, bald links und pflückt da ein Blümchen, da ein Kräutlein und singt und singt. Wie sie nahe bei dem Kinde war, blieb sie stehen, schaut herüber und fragt: „Was machst denn du da, Mädchen?" — „Kräuter suchen für meine Mutter; sie ist sehr krank; ich find' mich aber nicht heim," antwortete es zag und mit nassen Augen. Fragt die Frau: „Hast deine Mutter denn so lieb?" Darauf das Kind mit dem Köpfel nickt und sagt: „freilich." — So gibt ihm die Waldfrau — denn wer wäre es denn sonst gewesen — die Kräuter und führt's ein Weilchen an der Hand, bis wo die Sonne durch die Bäume fiel und sagte dann: „Geh nur da geradaus, aber verlier' nichts von dem Sträußel, das wird deiner Mutter helfen." Die Kleine springt lustig davon, in ein paar Augenblicken thut sich der Wald auf und sie ist daheim. Die Mutter aber erkannte gleich, daß lauter erlesene Heilwurzeln in dem Strauße waren und ward davon fast augenblicklich so gesund, wie nie zuvor.

Buschkäthe.

Ein andermal gingen zwei Buben mit der Schwester des einen in die Beere. Wie sie hinter der Herrgotts-ruh (jetzt Ecce homo) hinaus waren, erblickte einer von ihnen plötzlich eine hohe weibliche Gestalt in wallendem weißen Kleide, die ihm winkt und große goldene Schlüssel in der Hand hält. Der Junge steht wie versteinert und starrt auf die Erscheinung, die ihm wieder und noch einmal zu sich winkt. Endlich findet er die Stimme wieder und schreit seiner Schwester zu — „Seffe — Seffe — kumm uf har — risch, satter se?"[1]) — Da war aber schon nichts mehr zu sehen. —

Die räthselhafte Erscheinung ist sicher die Busch-käthe gewesen. Sie wohnt im Hainhübel und schürt das Feuer unter einem großen, dampfenden Kessel mit wallendem Wasser. Wenn die Wälder im Frühjahre oder nach dem Regen rauchen und der Nebel aufzieht, da dampft es auch aus der Schlucht und die Leute sagten dann früher: die Buschkäthe kocht, die Busch-käthe bäckt. Was sie aber braut, das ist ein viel geheim Ding und weiß Niemand. Der Bergeinschnitt, durch welchen gegenwärtig der Schlangenweg aus der Schlucht hinauf zum Hainhübel und zur Bergspitze führt, heißt noch heute allgemein das Bäckenloch.

Einige glauben wieder, der aufsteigende Rauch käme aus den Essen der Zwerge, die im Berge hausen; allein (setzte der alte Jäger hinzu) „das kann wahr sein und auch nicht."

[1]) „Josepha — komm doch her — rasch, seht ihr sie!"

Ritter Haine's Grab.

Am meisten bekannt ist unter den Bewohnern der Gegend die Sage, daß am Hainhübel einst eine Burg gestanden habe, die einem Ritter Namens Haine gehörte, der auch dort begraben liege. In der That sind geschichtliche Anhaltspunkte vorhanden, daß ein kleines Vorwerk an jener Stelle sich befunden habe, allein dasselbe wurde erst im Mittelalter zum Schutze des Verkehrs auf der alten Lausitz-Tetschner Handelsstraße erbaut und hat mit dem verwunschenen Schlosse gar nichts gemein. — Einmal Nachts sind ein paar Männer draußen gewesen in den alten Ruinen, um den „Haineschatz" auszuschaufeln. Als sie schon tief in der ausgeworfenen Grube standen, da klangs mit einenmale hohl unter den Schaufeln und sie stießen auf ein Gewölbe. Nun lief den nächtlichen Gesellen ein Gruseln über den Leib und sie ermahnten einander durch Zeichen, nur jetzt, so nahe am Ziele ihrer Wünsche, kein Wort zu sprechen, da, wie sie wohl wußten, beim ersten Laute der Schatz viele Meilen tief in die Erde sinken würde. Schweigend gruben sie also weiter und brachen die großen Steine heraus, bis eine weite Oeffnung in dem Gemäuer entstand. Als sie sich aber durch dieselbe hinunterlassen wollten, da erblickten sie statt des gehofften Goldes ein übermenschlich großes Gerippe, dem seltsamerweise der Kopf fehlte. Daneben lag ein ungeheures Schwert mit goldenem Griff und breiter Klinge, die aber in Stücke zerfallen war. — Das war Ritter Haine's Schwert und Gruft.

Ein im Besitze des Tetschner Schützencorps befindlicher Schwertknauf vom Hainhübel ward lange Zeit als das Schwert des fabelhaften Ritters Haine gezeigt, doch bedarf es wohl keines Beweises dafür, daß dies nur eine ganz willkürliche, auf den Zufall basirende Combination ist.

Das Schwedenkreuz.

Wenn man hinter der Gomplitzer Meierei linkshin auf der Straße nach Falkendorf ging, sah man bis in die neueste Zeit in einer von einem Bächlein durchschnittenen Thalrinne einen lauschigen Naturpark; derselbe war schlagfähig und wurde deshalb vollständig abgetrieben. Dieses Wäldchen, der Grafengrund, ist ein sagendurchwobener Hain, er enthält ein Steindenkmal, an das sich eine sagenhafte Begebenheit knüpft und eine Quelle, die der immer stiller und stiller werdende Volksmund als einen Ort bezeichnet, den man nicht ohne fromme Scheu passiren könne. Die Sage, die man sich von dem seiner Romantik entkleideten stillen Grunde erzählte, lautet: Einst hauste in der Gegend ein Jägersmann, der gewaltig groß und stark war, so daß ihm so leicht Niemand etwas hätte anhaben können. Eines Tages war er durch den Wald, der damals noch weit und breit Alles bedeckte, in das Thal gekommen und der Durst peinigte ihn. Da suchte er das klare Brünnlein mitten im Moose, doch wie er sich bückte, um zu trinken, brachen die wilden Schweden, die ihm schon lange aufgelauert hatten, aus dem Dickicht

hervor und stießen ihn meuchlings nieder. — Hier fand ihn bald darauf seine Geliebte aus dem Dorfe, die um Wasser zu schöpfen, zu der Quelle gegangen war und nun mit ihren Klagen die Luft erfüllte, so daß die in der Nähe lagernden Räuber [1]) aufs Neue herbeigelockt wurden. Kaum hatten diese die Jungfrau erblickt, als sie auch schon über sie herfielen. Doch sie floh und wehrte sich, als sie dennoch eingeholt worden war, so lange, bis die wüsten Gesellen ihr die Dolche in's Herz stießen. Seit dieser Zeit haben Viele, welche im Dämmerdunkel am „Försterborn," wie die Quelle heißt, vorübergingen, eine weiße Gestalt gesehen und ihr leises Weinen gehört. Fromme Hände haben später an der Stelle, wo die Jungfrau getödtet und begraben worden sein soll, ein steinernes Grabmal errichtet, um dadurch der ruhelos Umherwandelnden den Frieden des Grabes zu schenken.

Eine Pappel, die einzige im Wäldchen, ließ den Ort dieser — durchaus sagenhaften — Begebenheit leicht finden. Jetzt ist sie mit umgeschlagen worden und das „Schwedenkreuz" lag bis vor Kurzem zerbrochen auf dem Boden. Es besteht aus zwei durch Eisenklammern verbundenen Steinen und ist, wie aus seiner Form und der rohen unregelmäßigen Gestalt hervorgeht, sehr alt. Der Stumpf ragt etwa einen halben Schuh aus der Erde hervor, der Aufsatz, ein flacher, schlecht gerundeter Sandstein von der Größe eines Schubkarren-

[1]) Nach einer andern Version sollen es „Husaren der Franzosenzeit" gewesen sein; und das Kreuz erst seit Beginn dieses Jahrhunderts stehen. Also die Descedenztheorie auch in der Sage: Husaren, Schweden, Hussiten, Hunnen, Riesen.

rades, lag wenige Schritte davor, mit der bearbeiteten Seite im Grase und trägt nichts, als einen seicht eingemeißelten Kreis, an dessen Rand die vier gleichen Arme eines halberhabenen Kreuzes anstoßen. In dem Schwedenkreuze haben wir ein greifbares, historisches Wahrzeichen für das Vorhandensein einer Sage vor uns, die sich offenbar als ein Ausläufer der Siegfriedsage, des deutschen Niebelungenliedes zu erkennen gibt.

Die Zwergenhöhle.

Einmal hat es einen verwegenen Burschen gegeben, der verschwor sich, daß er durchs Zwergloch in den Berg gehen wolle. Dazu nahm er sich einen Strick, an welchem er sich in die Höhle hinab ließ und einen Span, mit dem er, sehr rasch unten angelangt, sich vorwärts leuchtete. Es dauerte aber gar nicht lange, so war seine kümmerliche Leuchte verbrannt. Dafür jedoch erblickte er plötzlich durch eine kleine offene Thüre am Ende des Höhlenganges einen Lichtschein. Er tappte langsam darauf zu und stieß das Pförtchen weiter auf, mußte aber ganz geblendet von der ihm entgegenströmenden Helle stehen bleiben. Dann sah er eine endlos weite Halle, auf mächtige, aus den Felsen gehauene Säulen gestützt, und eine zahllose Menge von Lichtern, die in kleinen, seltsam geformten Lämpchen brannten, erhellten den Raum, als wäre es Tag darinnen. In der Mitte zogen sich lange Reihen steinerner Tische hin und davor saßen die Zwerglein, die alle emsig an

der Arbeit waren und allerlei gar kunstreich und eigens aussehendes Geräth vor sich hatten, von dem der Bursche nicht denken konnte, wozu es dienen möchte. Sie thaten, als ob sie ihn nicht bemerkten, sahen nur vor sich hin, hämmerten und schabten, schürten die Flammen und glühten und formten. Da nutzte der Bursche den unbewachten Augenblick, langte sich eines der Lämpchen von einer Säule, blies es aus und wollte sich damit unbemerkt aus dem Staube machen. Das ging jedoch nicht so leicht, denn obwohl er sich die Richtung genau gemerkt hatte, war er mit einem Male wie von Blindheit befallen. Es flimmerte vor seinen Augen, die Flämmchen tanzten auf und nieder und Alles schwamm wirr durcheinander. Er kam von einer Thür zur andern, tappte Gang auf, Gang ab und war zuletzt doch wieder in der großen Halle. Da ward ihm jämmerlich angst und er gelobte heimlich das Lämpchen der Muttergottes in's Kirchlein zu Höflitz (einem kleinen Wallfahrtsorte bei Bensen) zu weihen. Augenblicklich wurde es ihm helle vor den Augen und im Nu war er zur Höhle hinaus. Aber der Schweiß stand ihm auf der Stirne und er hat es nie mehr gewagt, zu den Zwergen hinabzusteigen. Das geraubte Lämpchen hatte eine nicht zu beschreibende Form und war aus einem Metalle, das nicht Blei und nicht Zinn oder Zink und fest wie Eisen war. Der alte Kirchendiener in Höflitz, bei dem sich mein Gewährsmann seinerzeit eigens nach diesem merkwürdigen Wunderdinge erkundigte, hat jedoch nichts davon gewußt und meinte, „es würde wohl nicht mehr da sein, denn sie hätten längst eine sehr schöne Altarlampe, die sei ganz von Silber!"

Eine Verstümmlung derselben Sage dürfte es wohl sein, was ich aus anderm Munde vom Zwergenloche sagen hörte: Mehrere Tetschner Burschen hätten nämlich den Entschlossensten unter ihnen an einem Stricke hinabgelassen und der hat richtig ein paar kleinwinzige rothe Schuhe und ein großes Gefäß am Boden unten liegen gefunden. Das habe eine höchst sonderbare Gestalt gehabt, aber weil es so seltsam graugrün, als sei es mit Schimmel überzogen, ausgesehen habe und auch mit Erde und Schutt zum größten Theile gefüllt war, so hätten sie es voll Abscheu den Berg hinabgeworfen. Dort liegt es wahrscheinlich noch.

Der dankbare Zwerg.

Ein Holzhauer hatte ein böses, zänkisches Weib und führte ein recht bedrücktes und trübseliges Leben. Darüber verlor er alle Lust an der Arbeit, ließ die Hände von der Axt und hing seinem Leide nach, indeß die Tage vergingen, einer nach dem andern und einer so still und traurig wie der andre.

Nun begab es sich einmal, daß er sein ihm in den Wald nachgeschicktes Essen über ein kleines Feuerchen gestellt hatte und daß der Geruch davon über den Hau strich. Da kam unversehens ein winziges Männchen unter einem Steine hervor, das schnüffelte erst lebhaft in der Luft herum und schaute dann lüstern nach dem dampfenden Geschirre. Das merkte der Mann. Also hielt er dem Zwerglein gutmüthig den Löffelstiel entgegen und als dieser rasch herankam und heißhungrig

über den Brei herfiel, wunderte er sich, wie es dem Kleinen mundete, während es ihm nicht durch die Kehle kriechen gewollt hatte. Von da an kam der Zwerg täglich wieder und löffelte jedesmal von dem Brei des gutmüthigen Mannes. Dem schmeckte es jetzt selber wieder und es dauerte gar nicht lange, so war's, als zöge ein lichter Schein ihm durch's Gemüth; er konnte seines Elends vergessen und was er schaffte, das ging ihm von der Hand, er wußte nicht wie. Nach und nach zog sogar Wohlstand in seine Hütte ein. Sein verändertes Wesen und sein doppelter Appetit fiel natürlich dem Weibe bald auf und es machte sich einmal selbst mit dem Essen in den Wald auf, eigentlich aber nur, um hinter des Mannes vermeintliche Schliche zu kommen. Wie der Brei zu dampfen anfing, kam auch richtig das Zwerglein aus seinem Steine, doch diesmal blieb es ferne stehen und traute sich nicht näher. Da hielt ihm der Mann wieder den Löffel hinüber und rief ihn freundlich herzu. Allein das Männlein sagte: Schau dich doch um, dein Weib steht dort im Busche versteckt und gönnt mir's nicht, — so sei auch ihr nichts mehr gegönnt — und damit war der Kleine weg und blieb auch verschwunden. Mit ihm war aber auch durch die Schuld des bösen Weibes des Mannes Glück dahin — für immer.

Der versunkene Berg.

Die Zwerge hatten den ganzen Quaderberg ausgehölt, unterirdische Gänge zogen sich bis hinter zum Hainhübel, wo der verzauberte Schatz liegt, den sie

durch ihre kunstreichen Metallarbeiten vermehrten. Das Staunenswertheste aber haben sie auf Geheiß des Königs Wenzel des Heiligen geleistet. Einst ging die Elbe östlich um den Platz, wo heute die Stadt Tetschen liegt und hatte keinen rechten Abfluß. Da kam der König auf seinem weißen Rosse und befahl den kleinen Leuten, den Berg zu sprengen, der dem Wasser im Wege lag. Daraufhin gruben und wühlten sie Jahre, Jahre lang; endlich einmal erhob sich ein furchtbares Getöse, der Berg öffnete sich und sank dann brüllend in die Tiefe. Darüber hin aber brauste mit gewaltigem Schwall die Elbe.

Der ungeheure Spalt besteht natürlich noch. Am linken Ufer der zermalmte Felsenberg heißt die Schäferwand, rechts am Ufer ist der Schloßberg mit dem Tetschner Schlosse auf seiner senkrecht zersägten Felsenhöhe. — Ebenso soll der Sage nach auch die unterirdische Verbindung vom Zwergenloche zum Schloßberge noch vorhanden sein und wo jetzt von der Stadtseite der Parkweg zum Bärengraben geht, war in alter Zeit die noch jetzt erkennbare Mündung dieses Ganges. Auch gegenüber vom Quaderberge längs des Helbaches öffneten sich zu Zeiten die Schachte der kleinen Minirer und man sagt, sie hätten zu ihrer Riesenarbeit das ganze Thal untergraben müssen. Wo sie jetzt sind, das weiß Niemand, denn sie haben längst die Gegend sammt uns sonders verlassen.

Der Zwerge Ausfahrt.

Eines Abends, schon nach Abendläuten sah der Ferge, welcher die Ueberfuhr der Städter und der zwischen Nürnberg und den Lausitzer Sechsstädten verkehrenden Kauffahrer besorgen mußte, wie zwei Zwerglein in der Richtung vom Elbthore herkamen. Er stemmte sich auf sein Ruder und schaute, was sie machen würden. Die aber schritten ruhig und geradeaus auf ihn zu und fragten, ob er sie jetzt noch übersetzen wolle; sie würden gern bezahlen, was er verlange. Warum denn nicht, lachte er, hab' mein Lebtag keine solchen Fahrgäste gehabt; und damit trat er seitwärts, damit sie in den Kahn könnten. Die Zwerge aber zögerten, sahen sich an und meinten dann: ja, sie müßten aber die Prahme haben, wie nämlich das große Schiff heißt, um Wagen und Pferde über den Fluß zu setzen. Das ging nun dem Fährknecht freilich nicht in den Kopf, daß zwei so kleine Leute ein so großes Schiff brauchen sollten; indeß, weil sie ihm gar so spaßig vorkamen und wieder vom Bezahlen redeten, trat er zu seinen beiden Fahrgästen hinein, stieß das Fahrzeug ab und merkte nun, daß das Schiff bis zum Rande im Wasser stak und übermäßig schwer über den Strom ging, als wäre es voll beladen. Drüben angekommen, machten die beiden kleinen Leute auch kein Hehl daraus, daß noch viele Andere unsichtbar im Kahne gewesen seien und sagten ihm, er müsse noch zweimal über das Wasser. So holte er nach und nach das ganze Volk der Zwerge herüber und als er das letztemal landete, trat der Eine von ihnen wieder zu ihm und fragte,

was der Fährlohn sei. Nun, meinte der Knecht in der grob treuherzigen Landesart, ich werd' wohl sehen, was ich krieg!

Da antwortete der Alte: Mußt halt zufrieden sein!! Und sag' den Leuten, wir müßten fort allesammt,

und kommen nicht eher zurück in's Land,

bis Böhmen wieder in Fürstenhand.

Darauf schüttelte er ein Hücklein dürres Laub auf den Boden des Schiffes, zog sein Mützchen über den Kopf und war verschwunden, ehe sich der Fährknecht recht besinnen konnte. Dann freilich war er ob des Lohnes wüthend und stieß der eben empfangenen Mahnung uneingedenk das Häufchen mit dem Fuße in die Elbe. Wie er aber drüben an's Land steigen wollte, glänzte ihm was vom Boden des Kahnes entgegen. Es war ein Goldstück und noch eins oder zweie, soviel nämlich Blätter von dem Laube, das sich in pures Gold verwandelt hatte, zufällig zurückgeblieben waren. Das war der Dank der Zwerge.

Man wird vielleicht den Kopf schütteln, wenn ich sage, daß die Prophezeihung der Zwerge bei allen Sagenkundigen der Gegend steif und fest geglaubt wird. Ich selbst hatte früher höchstens Geschichten im Tone der Unverbürgtheit, wie man sie so dem Hörensagen nacherzählt, erwartet. Indessen fand ich durchwegs einen so starken Glauben an die Thatsächlichkeit und an die Möglichkeit der Wundergeschichten vorhanden, daß ich die Ueberzeugung gewann, die landläufige, selbst unter Fachgelehrten verbreitete Meinung: Das Heidenthum habe sich zur Zeit der Einführung des Christenthums

abgelebt gehabt, beruhe auf einer völligen Unkenntniß der Sachlage.

So frug mich kurz nach dem Tode Kaiser Ferdinands des Gütigen ein solcher Gedenkmann mit geheimnißvoller Miene, was ich wohl meine, ob nicht jetzt vielleicht die Zeit nahe sei, wo statt des Kaisers der Fürst folge, von dem die Zwerge gesprochen hätten und ob sich nicht erfüllen werde, was da geweissagt ist:

Von der Welt Ende.

Es ist ein Berg in Böhmen, ganz mit Wald bedeckt; der wird verdorren und es kommt ein Winter, daß man nicht mehr wird säen und ernten und kein Futter für das Vieh wird einbringen können; so wird Alles von Schnee und Eis bedeckt sein. Danach schickt Gott von vier Seiten der Welt einen Krieg und es kommt zu einer Schlacht, wie noch keine gewesen ist, so lange die Welt steht. Vierzehn Tage wird das Morden dauern und so groß sein, daß jeder Bach, der vorbei fließt, vom Blute roth sein wird. Da geht ganz Böhmen zu Grunde. Die wilden Kriegsvölker aber werden dann in's Sachsenland einfallen, Alles verheeren und tödten und so geht es bis nach Bonn am Rheine. Dort werden sie ihre Pferde im Strome tränken und soll der Krieg ein Ende nehmen; denn ein Weib wird vor ihnen aufstehen, groß und gewaltig und Halt gebieten. Wenn das geschehen sein wird, dann werden sie aus den Wäldern hervor kommen, die sich aus der Schlacht in unsere Berge geflüchtet haben und werden

einander in die Arme fallen, sich küssen und Bruder heißen; denn jeder Hund wird ein besseres Lager gehabt haben, als selbst der Reichste und Mächtigste unter ihnen. — —

Was hier als Prophezeihung gilt, das wird in der Geschichte des deutschen Volkes erzählt, daß es sich an dem Römer-Feldherrn Drusus erfüllt habe. Als dieser nach der Besiegung der Katten durch die cheruskischen Wälder vordrang und sein Heer an den Ufern der Elbe lagerte, die er auf Brücken zu übersetzen Willens war, da richtete sich urplötzlich ein Zauberweib von hünenhafter Größe vor ihm im Walde auf und rief ihm drohend zu: Wohin noch strebst du, unersättlicher Drusus, fliehe von dannen! — Da meinte der Römer, jenseits der Elbe wäre ihm Niederlage und Tod von den Göttern bestimmt und kehrte mit dem ganzen Heere um. Allein noch ehe er zu seinem Waffenplatze, der Burg Aliso kam, strauchelte sein Roß, er stürzte herab und starb. Das war im Jahre 8 v. Ch.

IV.

Erläuterungen.

Es wäre vollkommen irrig, wenn die Sagenforschung sich darauf richten würde, zu untersuchen, auf welche Weise, ob im Traume oder trunken, die Leute zu ihren seltsamen Geschichten gekommen sind und auf welche — möglicherweise historische — Begebenheiten dieselben zurückzuführen seien. Das Bestreben, Volkssagen geschichtlich festzustellen, ist in den meisten Fällen einfach lächerlich; denn man darf nicht übersehen, daß Mythen größtentheils ein wundersames, märchenhaftes Gepräge tragen und sich solchergestalt offen als das geben, was sie sind, nämlich die ideal schönen, nur verwilderten Kinder der Volksphantasie. Mit welchem Rechte sucht man also fort und fort in dem trockenen unfruchtbaren Boden der Wirklichkeit, was dem Geiste üppig wuchernd entsproß!? Sagen können Berührungspunkte mit geschichtlichen Ereignissen und Personen haben, ja sie können dieselben überthauen und sich förmlich mit ihnen verschmelzen, allein aus ihnen hervorgehen — niemals; und darum muß sich der Forscher den Höhen des Geistes zuwenden.

Diese waren dem Volke von Alters her angefüllt mit einer ganzen Welt voll höher angelegten, menschlichen und thierischen Wesen, die aber nicht etwa eine ungeheuerliche Erfindung und ein chaotisches Durcheinander, sondern ein vollkommen getreues, einheitlich angelegtes, nur vielfach vergrößertes Abbild alles irdischen Sein's und Empfindens, sowohl mit allen Vorzügen, als auch mit allen Fehlern desselben war; also auf eine gereifte, tief in die Geheimnisse des menschlichen Herzens eingedrungene Lebensanschauung beruhte.

Als die von Haus aus gleichfalls mit buddhistischen (arischen) Mythen durchsättigte, aber in idealen Träumereien aufgehende und deshalb mit der Praxis des Lebens überall in Kampf und harte Prüfungen kommende Lehre Christi den arischen Deutschen gepredigt wurde, blieb sie, obwohl dem heidnischen Götterglauben mehr als verwandt, dennoch unverstanden, denn sie verwirrte, weil sie unbegrifflich war. Der Germane sah z. B. in dem für das Auge unerträglichen Lichte der untergehenden Sonne nicht eine bloße Wirkung dieses Himmelskörpers, sondern eine von demselben unabhängige Erscheinung und hatte sich heraus ergrübelt, das sei das sichtbar werdende blendende Golddach der Himmelsburg, in welcher er nach dem Tode zu wohnen hoffte. Der Blitz war ihm die zuckende Lanze des Himmelsherrn und diesen selbst hörte er Nachts durch den brechenden Wald dahin stürmen; denn er konnte sich damals noch nicht zu der Vorstellung erheben, daß die bewegte, ohne sichtlichen Grund bewegte und so weiche Luft dieselben Stämme, die der Mensch nur mühsam bezwang, zu erregen, geschweige denn zu entwurzeln im

Stande sei. Er fühlte den Wind und meinte, der flatternde Mantel des unsichtbaren Gottes streife an ihm vorbei. Von der ungeheueren, verheerenden Wirkung des Sturmes schloß er auf das leibhafte, nur ihm als niedrigerem Geschöpfe durch heiligen Zauber unnahbare Vorhandensein eines übermenschlichen Wesens, das er Gott nannte. Weil aber dieser Gott in Aeußerungen seiner Nähe sich merkbar machte, erweckte er sowohl Staunen und heilige Scheu, als auch Furcht und Schrecken und so ward der Glaube an ihn durch nichts erschüttert, sondern befestigt. Dem Christen dagegen war die Sonne Sonne, der Blitz Blitz; — Glaube, Liebe, Hoffnung, erschlaffendes Entsagen, unkräftiges Dulden war seine Lehre; die Wunder der Natur ersetzte er durch die Wunder der Bibel und blieb die Antwort schuldig, wenn die Frage entstand: was ist aber die Sonne, wenn nicht ein Schild, was das Abendleuchten, wenn nicht das Dach Walhallens und was ist der Blitz, wenn nicht der Glanz des tödtenden Speeres? Selbst unfähig, an der Hand einer richtigen Kenntniß der Naturerscheinungen eine der Herrlichkeit derselben entsprechende und zugleich dem Begriffsvermögen des Volkes angemessene Deutung zu geben, haben die ersten Prediger des Christenthums die alten Anschauungen nicht nur nicht ausrotten können, sondern sie erlagen vielmehr selbst den tief eingewurzelten Einflüssen derselben, so daß das Christenthum in seinen äußerlichen Formen vielfach nichts anderes, als übertünchtes u. zw. germanisches Heidenthum ist. Die größten kirchlichen Feste, Ostern, Pfingsten und vollends Weihnacht sind ursprünglich deutschheidnische, religiöse Feierlichkeiten, die meisten

Volksſitten und Gebräuche ſind uns aus vorchriſtlicher Zeit vererbt und was wir als Volksſage oder Märchen — zäh als wahr vertheidigt — unter den Leuten finden, das ſind noch lebendige Triebe des urſprünglichen Glaubens, das war einſt in ſchönerer, markiger Geſtalt Gegenſtand der „Religion.“

Dieſe „Religion“ wurde nicht in Kirchen und Tempeln, ſondern in eigens dazu gewählten, heilig gehaltenen Wäldern und auf ſolchen Anhöhen gelehrt, welche — wie ich zu beobachten Gelegenheit hatte — eine möglichſt freie Ausſicht gegen Sonnenaufgang gewährten, was auch chriſtlicher Brauch geblieben iſt, indem wo irgend thunlich die Kirche ſo gebaut wird, daß der Altar öſtlich ſteht. An ſolchen Orten dachte ſich der Heide ſeine Götter mit Vorliebe weilend, dort entſtiegen ſie im Frühjahre ihrem Grabe im Schoße der Erde und es galt Jedem als Geſetz, allen Frevel von dem durch rings umher geſchichtete Steine abgegrenzten heiligen Bezirke fern zu halten. Wo ſich alſo auf Bergen und Höhen eine Häufung von ſolchen Sagen findet, welche aus dem Glauben der alten Einwohner entſprangen, kann man mit Beſtimmtheit behaupten, in den Kreis einer heidniſchen Opferſtätte eingetreten zu ſein.

Daß in der Nähe von Tetſchen eine ſolche vorhanden war, erklärt ſich zunächſt aus dem Alter des Ortes ſelbſt; und daß ſie am Quaderberge zu ſuchen ſei, darauf deuten ſowohl die große Zahl der unweit davon am Plateau des Berges gefundenen (in meinem Beſitze befindlichen) Urnenſcherben, dieſer Zeugen für das Vorhandenſein einer vorſlaviſchen Urbevölkerung, andererſeits geht dies aus der Menge und dem Inhalte

der dortigen Sagen, sowie auch aus der genauen Bezeichnung der Stelle selbst mit dem ausdrücklichen Namen: Der Hain, oder, wie fälschlich der breit gedehnten Mundart nachgeschrieben wird: der Hein, deutlich hervor.

Als beredter Zeuge gilt endlich die Sage, welche mit voller Bestimmtheit behauptet, daß auf jener Höhe Ritter Hain's Todtengruft, das **Haingrab** sei.

Dort war also zweifellos der Ort, wo in der Vorzeit die Datschen ihre religiösen meist nächtlichen Feste und Opfermale hielten. Dort waren sie in der Nähe ihrer Götter, welche der heidnischen Glaubenslehre zu Folge am Himmel in einer wunderbaren, wie die Sonne leuchtenden Burg, dem verwunschenen Schlosse unserer Sagen, wohnten, aber in stetem Streite lagen mit den Riesen, d. h. mit den Urgewalten der Welt, unter die namentlich der schreckensvolle Winter, das vulcanische Feuer, das himmelanstürmende Meer, der brausende Sturm, kurz alle uns Menschen und daher auch den vergrößerten, übersinnlichen Menschen, den Göttern feindlichen Naturkräfte gerechnet werden müssen und die den christlichen „Teufeln" entsprechen. Diese Riesen waren, wie der Heidenglaube lehrte, in der Urzeit besiegt und westwärts über's Meer in's Todtenland gebannt worden. Als die Götter ihre Herrschaft über die Welt dadurch so kräftig als möglich befestigt sahen, gingen sie daran, auch dem vom Eise der Urzeit befreiten Schooße der Erde jene Schätze zu entlocken, ohne welche das Leben ein freudloses Dasein wäre. Zu diesem Behufe schufen sie untergeordnete, jedoch mit Kunstfertigkeit und großem Wissen ausgestattete Wesen,

die Zwerge. Diese entfalteten sofort eine ungeahnte Thätigkeit, hämmerten und schmiedeten und schafften rastlos zu Tage, was sie Werthvolles unter dem Boden fanden: den silbernen Quellen sprengten sie einen Weg durch's Gestein, hoben das Gold der Aehren, schmiedeten die Gräser und Blumen und legten in ihre Kelche die Perlen des Thaues, Errungenschaften ihres nächtlichen Fleißes. Dann brauten sie mittelst ihrer geheimen Wissenschaft, die kein Mensch zu ergründen vermöchte, Alles belebende Säfte, trieben sie zu den Poren der Erde heraus, in die winterdürren Bäume hinauf und setzten Knospen an — kurz sie, die personificirten Erdsäfte, die Zwerge waren es, welche die übermenschliche Gabe besaßen, die Fluren zu beleben und zu schmücken. — Sie hatten wie die Menschen natürlich auch einen König, der hieß Jwalt und hütete in seinem unterirdischen Crystallpalaste als sein größtes Kleinod eine Tochter. Sie war unbeschreiblich schön; ein blendend weißes Gewand umschloß ihre herrlichen Glieder, goldenes Haar floß ihr vom Haupte und wenn sie die Augen erhob, so strahlten sie wie die lichte Sonne. In den Sagen heißt sie allgemein nur die „weiße Frau."

Da begab es sich einst, daß Frô, der Sohn Wotans, des höchsten Gottes, die königliche Jungfrau erblickte und von dieser Zeit an wachend und im Traume die herrliche Gestalt vor sich sah und ohne die Göttliche nicht länger leben zu können vermeinte. Er rüstete daher seinen Jugendfreund Skirnir mit seinem Schwerte aus, dem Niemand siegreich entgegenstehen konnte und bat ihn, daß er ihm Jwalts Tochter freie.

Als es Nacht wurde, sprach Skirnir zu Frô:
Dunkel ist's draußen, nun dünkt es mich Zeit,
Ueber die feuchten Berge zu fahren.

Doch wie er vom Himmel her zu dem Grenzgebirge der Erde kam, schlug ihm, wie die Göttersage meldet, eine feurige Lohe (das Abendroth) entgegen. Er aber, keinen Augenblick vor dem Wagnisse zurückschreckend, spornte sein windschnelles Roß hindurch, dessen Hufe zertraten die Flammen und sie erloschen. Wie wenn ein Berg dumpf donnernd in die Tiefe stürzt, so dröhnte nun der Boden weithin unter dem göttlichen Reiter, der nach langem Reiten an Jwalts Felsenpforte anhielt und Einlaß begehrte. Die Hunde schlugen an, Lärm und Getöse entstand und die Königstochter trat selbst in die Halle, verwundert fragend, was es so früh am Morgen gäbe. Da richtete er die Botschaft an sie; doch sie ward unwillig und konnte nicht glauben, daß ein Gott sie zur Gattin begehre. Nur mit Mühe gelang es ihm endlich, sie zu überzeugen und dem Frô zu verloben. Je dringender er ihr jedoch zusprach und je mehr er die Anmuth und Seelenreinheit der Göttin erkannte, desto mehr nahm sie seine Sinne befangen und er fühlte die heftigste unbezwinglichste Liebesgluth in seinem Innern gegen die entbrennen, welche er für seinen Freund zu werben kam. — Auf dem Heimwege reiften seine Entschlüsse heran; heimlich tauschte er das immer siegreiche Schwert des Freundes gegen ein anderes aus, das diesem täuschend ähnlich war und es stand fest bei ihm, am Freunde ein Verräther zu werden und Alles um den Besitz der holden Göttin zu wagen. Nach neun Tagen, während welchen der Frühling auf-

blühte, zog diese seligen Glückes voll nach Walhall und lebte von da ab unter den Göttern, denen sie ward, was wir in ihr erkennen: die aus dem Nachtreiche hervorgegangene, allesbeglückende Sonne.

So ward die Welt, so ward das Licht! Während die Bibel nur mit dem kurzen Satze: Gott sprach, es werde Licht, über den Werdeproceß der Welt hinweggeht, verwandelte sich in der gigantischen dichterischen Einbildungskraft des deutschen Heiden der chaotische Urzeitskampf zwischen Licht und Dunkel in ein wunderbares, dramatisch angehauchtes Liebeslied und man muß daher mit Recht staunen, wieso es kommen konnte, daß sich bis in unsere Zeit die wegwerfendsten Urtheile über die angebliche Rohheit der deutschen Mythologie erhalten konnten!

Die Göttersage spinnt das Lied weiter und meldet: Unter ihrem Auge gedieh Alles, sie war die sorgsame Hausfrau und Hüterin der goldenen Schätze, welche in Feld und Flur reiften. Allein nicht allzulange dauerte ihr Glück. Es wurde Herbst und in den Riesen erwachte (wie seitdem alljährlich um dieselbe Zeit) die Lust, einen verheerenden Einfall in die Welt zu thun, um sie wieder in ihren Besitz zurück zu bringen. Zwischen Weihnacht und Dreikönig — nach unseren heutigen Zeitbenennungen — kam es zur Schlacht. Durch zwölf Tage kämpften die Götter in den Lüften, ihre Stimmen übertönten den Sturm und gar Mancher, der sich seitdem um diese Zeit Nachts in's Freie wagte, hat in früheren Zeiten „das wilde Heer" durch den Wald tosen hören, daß der Wind aufwirbelte und die Bäume ächzten und stöhnten. — Aber die Götter waren gleich

das erstemal sieglos; Frô's Schwert brach in Stücken und todeswund sank er von seinem schneeweißen Rosse.

Da trugen sie ihn hinab zur Elternmutter der Götter, zur Holle, die im Munde der christlichen Bekehrer zur Großmutter des Teufel's geworden ist, und legten ihn in ihren Schoß. Die Zwerge aber hatten, als sie das von ihnen geschmiedete Schwert zerbrechen sahen, das Feuer am Schmiedeofen ausgehen lassen, denn sie ahnten den Betrug nicht und meinten, die Kraft des Zaubers sei gebrochen und waren todestraurig, ein verödendes Land hinter sich lassend über den großen Fluß — das Meer — (in unserer Sage über die Elbe) ihrem Herrn in's Helreich nachgezogen. Dieser ruhte dort, wie Christus in der Gruft, im Berge von Nacht und ewigen Schweigen umgeben, einem Schlafenden ähnlich und konnte sieben Monde nicht leben und nicht sterben. Da erst gelang es den Zwergen endlich, einen allheilenden Trank zu brauen, sie brachten ihn der Göttin und diese flößte ihn in den Mund und in die Wunde des zum Todesschlafe hingesunkenen Gottes; und er schlägt die Augen auf — und lebt — und siegt: Der Tod der Natur ist überwunden, der Frühling ist neu erwacht — Ostern ist gekommen.

Nachdem die Götter ihr Reich wieder in Besitz genommen, blieb gleichwohl das Bewußtsein in ihnen wach, daß ihre Herrschaft, so beglückend oder weil sie so beglückend war, nicht wie sie erst wähnten und wollten, von ewiger Dauer sei. Das Unglück Frô's warf seine düsteren Schatten auf ihre lichte Herrlichkeit. Nichts destoweniger verfielen sie weder in Unthätigkeit, noch in Ueppigkeit. Unbeirrt setzten sie ihr

segensreiches Wirken fort, sowie auch die Welt nicht aufhört zu glänzen und sich jährlich zu erneuern, als sei ihr bestimmt, beständig zu sein.

So war es wieder einmal Herbst geworden und die Götter waren hinausgezogen, um des Waidwerks nach gewohnter Weise zu pflegen und in kriegerischen Wettspielen sich zu messen. Gejauchze und Hundegebell durchschallte die Wälder, selbst das stillste Thal ward lebendig und die Menschen in ihren Hütten hörten beklommen „die wilde Jagd" vorüber brausen. An einem freien Platze ward Rast gehalten. Die Sonne neigte sich dem Meere zu und der Lichtgott war vom Lager hinweg zur nahen Quelle (in unserer Sage der Försterborn) geeilt, seinen Durst zu löschen. Das ersah sich sein treuloser Freund, der Judas der Schaar, schlich sich an den Arglosen heran und durchbohrte ihn meuchlings mit demselben Schwerte, das er sich listig erlockt hatte und das der Gott nie aus den Händen hätte geben sollen. —

Nun erhob sich unauslöschlicher Harm unter den Göttern. Der Verräther wußte die Meinung zu verbreiten, ein wilder Eber habe den Waffenlosen getödtet. Nur Wotan allein wußte das Wahre, denn er sah tiefer als die Andern, doch sparte er noch die Rache. Die Göttin aber, das liebliche Weib des Getödteten kam und saß bei der Leiche, bis ihr das Herz brach. Da wurde ihnen ein gemeinsamer Holzstoß errichtet und ihre Leichen darauf verbraunt und der nächtliche Himmel überzog sich mit glühender Röthe — dem ersten Nordlicht.

Doch auch Iwalts Kraft war gebrochen, als sein Glück, seine Tochter zur Hel hinabschied. Die Schönheit der Welt erblaßte, die Götter gedachten dunkler, unglückverheißender Weissagungen und rüsteten sich zu einem gewaltigen Kampfe. Dieser steht (wie der jüngste Tag nach christlichem Glauben) noch bevor; aber es ist gewiß, daß mit ihm das Ende aller Dinge kommen werde und die Herrlichkeit der Götter, sie selbst und die ganze Welt in Flammen vergehen werden, aber auch, daß der Verräther seinen Lohn finden werde. —

Dieses ist der Kern des Inhaltes des heidnischen Gottesglaubens, eines Dramas, wie es überwältigender nicht gedacht werden kann. In der inneren Vollendung, an der meisterhaften Entwicklung und dem edlen Vollklange aller berührten Saiten offenbart sich die Größe des deutschen Geistes. Das deutsche Volk hat sich in seinen Mythen dichterische Werke geschaffen, die sich ebenbürtig an die der Griechen reihen können. Man spricht ihnen die Lebensfähigkeit ab, nein, nur ein Homer, ein Aischilos, ein Sophokles fehlt uns. Oder was ist es denn im Faust, das uns so mächtig ergreift, was die modern unmögliche Gestalt des Teufels uns natürlich, ja unentbehrlich erscheinen läßt, was ist es als der Geist unseres Goethe, der mit der Faustsage das heidnische Wielandslied zum Leben erweckte und den selbst die verkümmerte Gestalt, in welcher sich ihm damals die Mythe zeigte, begeisterte und zu hohem Thun fortriß?

So sind denn auch in den Quaderbergsagen die letzten zerstreuten Reste deutscher Dichtung aus einer tausendjährigen Vergangenheit unansehnlich, aber nicht entstellt und in so bewundernswerther Völligkeit auf

uns gekommen, daß man staunen muß, wie in sich abgerundet der Sagenkreis sich gestaltet und wie genau sich die einzelnen Theile zu einem einheitlichen Gefüge, zu einem wahren Zauberschlosse verbinden. Dieses Ineinandergreifen der Sagen beweist auf's Thatkräftigste, daß sie nicht zufällig, nicht eingeschleppt, sondern auf dem Grund und Boden, wo sie gefunden wurden, auch gewachsen und heimathsberechtigt sind.

Es erübrigt nun nur noch, den Vergleich, wie genau sich Götter- und Volkssage decken, in's Einzelne zu führen und zu zeigen, daß es oft kaum der flüchtigen Berührung bedarf, um unter dem bäuerischen, manchmal albernen Gewande nicht etwa bloß einen Mythenkern unter einem Wuste unwesentlicher Hinzuthat zu finden, sondern die Lehren der heidnischen Religion gleich dem Mädchen Allerleirauh in voller Schöne geschmückt dastehen zu sehen:

Die Bedeutung der ersten Sage vom verwunschenen Schlosse liegt — abgesehen von den vielen mythologisch werthvollen Einzelnheiten — zunächst darin, daß wir in ihr eine direkte mündliche Ueberlieferung aus der um 1150 niedergeschriebenen Edda besitzen, welche sozusagen die Bibel des Heidenglaubens ist. Man gestatte mir, die eddische Erzählung in thunlichster Kürze im Wortlaute der nordischen Uebersetzung anzuführen:

König Gylfi beherrschte das Land, das nun Schweden heißt. Er war ein weiser Mann und zauberkundig. Längst bewunderte er die Macht der Götter, die Alles nach ihrem Willen zu lenken vermöchten und grübelte nach, ob dies von ihrer eigenen Kraft geschehen möge. Er unternahm daher eine Reise in ihr Reich, fuhr aber

heimlich, indem er die Gestalt eines alten Mannes annahm und sich so hehlte. Aber die Weisheit der Götter, die in die Zukunft blicken, überwog und da sie um seine Fahrt wußten, bevor er kam, empfingen sie ihn mit einem Blendwerk. Er kam in eine Burg, dort sah er eine hohe Halle, daß er kaum darüber wegblicken konnte. Das Dach war mit goldenen Schilden gedeckt. Am Thor der Halle sah Gylfi einen Mann und dieser fragte ihn um seinen Namen. Er nannte sich Gangleri und sagte, er komme aus unwegsamer Ferne und bitte um Nachtherberge; auch fragte er, wem die Halle gehöre. Jener antwortete, sie gehöre einem Könige: ich will dich zu ihm geleiten, da magst du ihn selbst um seinen Namen fragen. Alsbald ging der Mann ihm vorauf in die Halle: er folgte ihm nach und dicht hinter seinen Fersen schlug die Thüre zu.

Er sah sich um und Vieles von dem, was er sah, däuchte ihm unglaublich. Deshalb sprach er für sich den warnenden Vers:

> Ehe du eingehst, suche des Ausgangs
> Dich sicher zu stellen.
> Du weißt nicht gewiß, ob nicht Widersacher
> Im Hause halten.

Er sah drei Hochsitze und auf jedem saß ein Mann. Deren einer fragte den Ankömmling, was er zu werben komme. Da hub Gangleri an zu sprechen: Wer ist der höchste und älteste aller Götter? Wie ward die Welt und was war zuvor? Was begab sich, bevor die Geschlechter wurden und die Menschheit sich ausbreitete? Was geschieht hernach, wenn Himmel und

Erde vergehen und todt sind alle Welten und die Götter, alle Helden und das ganze Menschengeschlecht?

Und so fragte er nach Allem, was ihm über das Wesen und Walten der Götter zu wissen werth und heilsam schien. Jener antwortete ihm alle seine vielen Fragen und sagte endlich: „Nie hört' ich, daß Jemanden mehr von den Schicksalen der Welt berichtet worden wäre. Nimm also hiermit vorlieb."

Darauf hörte Gangleri ein großes Getöse um sich her, und als er sich wandte und recht um sich blickte, fand er sich allein stehen auf einer weiten Ebene und sah weder Halle noch Burg mehr. Da ging er seines Weges fort und kam in sein Reich und erzählte, was er gehört und gesehen hatte und nach ihm erzählte Einer dem Andern diese Geschichten.

Der Beweis könnte nicht schlagender sein. Sowohl hier als auch in unserer Sage ist der Gang der erzählten Handlungen ein und derselbe. Die Helden beider Erzählungen sind, ich möchte sagen, lächerlich aufgestutzte Figuren. Beide gelangen unvermuthet zu einem leuchtenden, nie gesehenen Schlosse, beiden ist die Scheu, näher zu treten, gemeinsam, jeder erblickt drei Gestalten und richtet Fragen an sie, und beide sind so verblendet, daß sie erst zu spät erkennen, wo sie eigentlich waren, nämlich in der Burg der Götter.

Vergleicht man an der Hand des oben gegebenen Umrisses der Göttergeschichte weiter und weiß man, daß nach dem Glauben der Alten der Gott des Lichtes und der Freude um die Zeit des Frühlingwerdens aus seinem Todesschlafe erwacht und mit ihm auch sein Reich über die Welt kommt, so ist klar, daß es nichts

weiter als dunkle heidnische Erinnerungen an diejenigen Vorgänge sind, welche der Germane als Ursache des jedesmaligen Kommens der schönen Jahreszeit hielt, wenn der Volksaberglaube noch in unseren Tagen fast immer das Oster- oder Pfingstfest als jene Zeit bezeichnet, wo angeblich verwunschene Schlösser zu Tage steigen und Schätze blühen.

Lautlos in geheimnißvoller Stille, wie sich die erleuchtete Burghalle den Blicken der erstaunten Sagenseher zeigte, zieht um diese Zeit der Frühling in die Lande; die Sterne, die ungezählten Schätze der Zwerge, blicken nächtlicher Weile durch den von Wolken erlösten Himmel und die steigende Sonne, das Weltgebäude hell durchleuchtend, hebt die Reichthümer der Tiefe: Gräser und Blumen, Blüthen und Saaten. Die unveränderliche Redensart „die Schätze blühen" ist daher ein delphisches Räthsel der germanischen Vorzeit, das viel Unheil gestiftet hat und doch braucht es nur in die freundliche Mahnung „schätze die Blüthen" verkehrt zu werden, so versteht es ein Jeder und der Bauer am besten.

Wie ferner im Vorgange der Natur Licht und Wärme unerläßlich sind, wenn die Fluren ihre Reichthümer entfalten sollen, so herrscht auch im Volke der Aberglaube, daß regelmäßig eine aufsteigende Flamme oder ein Licht den Ort anzeige, wo der Schatz liegt; und auch das ist nicht bedeutungslos, wenn gleich hinzugesetzt wird, daß nur Derjenige ihn zu sehen bekommt, der zufällig und ahnungslos an die Stelle kommt, oder ein jungfräulich unerfahrener Mensch ist. Wer nämlich das Räthsel von den „blühenden" Schätzen nicht zu deuten versteht, sondern ahnungslos im Glauben an

den Wortlaut desselben festhält, dem ist es in seiner Herzenseinfalt freilich in so mancher Frühlingsnacht gegönnt, die wunderbaren Schätze der Natur, die Schönheit der Welt im Schimmer des Mondes und der Gestirne zu schauen und sein Herz zu erquicken — und wenn er vielleicht im Wege irre geworden, rathlos umherforscht, wen er fragen könnte und wenn die schlafende Natur ihm nur tiefes, schauerliches Schweigen entgegensetzt, dann nimmt er sich wohl — wie jener nächtliche Reiter beim Hainhügel oder der Bursche in der Zwergenhöhle — einen leuchtenden Stern zum Wegweiser oder er folgt dem Flimmern eines Irrlichtes und erst der anbrechende Morgen zeigt ihm vielleicht die Gefahr, an der er vorbeigegangen. Wenn man einem Schatzgräber über die Natur der vermeintlichen Schätze aufklären wollte, so würde mit dem ersten Worte der Zauber brechen, der Schatz versinkt 1000 Meilen in die Erde, die Sterne wären dem Ernüchterten dann eben die unerreichbaren Sterne und er würde künftighin sicher nicht erst auf die Stunde warten, wo diese ihm die Reichthümer der Erde anzeigen würden, welche er alle Tage sieht, aber nie heben kann, weil sein Herz und sein Sinn verschlossen ist und zu sehr am Irdischen hängt.

Wem aber einmal die Augen geöffnet worden waren, den Bessergebildeten unter unseren Vorfahren, welche die Räthselweisheit jener Zeit zu deuten gelernt hatten und das Nichts, das Eitle der Welt erkannten, den wußten gleichwohl die Priester vor Verzweiflung zu bewahren, indem sie ihn lehrten, andere Schätze zu heben, die Reichthümer des Herzens. Sie lehrten ihn

zu lieben und sich im Menschen Schätze groß zu ziehen. Was uns jetzt, in dieser Zeit religiösen Verfalles als Aufgabe des Menschengeschlechtes zu gelten beginnt: aus den Wirren der Nichtserkenntniß und den Verlockungen der Welt das menschlich Hohe und Schöne für uns zu retten, das war schon im Alterthume der Schlußstein der Wissenschaft, der Stein der Weisen, ohne den die Pfeiler an dem stolzen Baue der menschlichen Gesellschaft in Trümmer fallen. Es liegt also tiefe Absicht darin, daß Mutter und Kind, diese Stützen und Bindemittel der Menschheit, in die Fabel von den sinnberückenden Schätzen verwoben wurden; denn indem daselbst der Werth des Familienglückes im leuchtenden Gegensatz zu dem Besitze anderer irdischer Glücksgüter gestellt erscheint, haben wir den Wegweiser gefunden, der schon im Alterthume Jeden vor innerer Verworrenheit und Rohheit schützen und auf umlichtete Pfade des Lebens führen sollte. Die herrliche Schilderung des Tacitus von der hohen Achtung, in welcher die Frauen bei den alten Germanen thatsächlich standen; wie ferner die Treue gehalten wurde und wie man fest zur Sippe stand, läßt begreifen, von welchen sittlichen Erfolgen diese gewöhnlich in der Form von Sagen (den biblischen Gleichnissen des Heidenthums) unter das Volk gebrachten Lehren und Aufklärungen begleitet waren. —

Der Kessel, welcher — wie Jedermann, der Sagen gelesen hat, wissen wird, — von den wunderbaren Schätzen unzertrennlich ist, wurde bisher irrigerweise von den Forschern als die Wölbung des Himmels mit den goldenen Sternen angesehen, während er doch unbedingt auf den Schoß der Erde deutet, welche vom

dunklen Weltraume (hier das Kellergewölbe) umschlossen ist. Der Apfel hingegen, mit welchem eine lichte, weiße Frau das Kind in der Sage ein Jahr lang nährte und der öfter ausdrücklich als goldener Apfel bezeichnet wird, wie wir sie auch unseren Kindern alljährlich an das Weihnachtsbäumchen hängen, ist das Symbol der Lichtgöttin und bezieht sich zunächst auf den Mond in seiner wechselnden Größe, aber nicht minder auch auf die allnährende Sonne. In der Sage von der Mutter mit ihrem Kinde erscheint die weiße Frau in dem dunklen kellerartigen Gewölbe unverkennbar als Göttin der Nachtgestirne; in der Sage vom Holzhauer am Jungbrunnen, welche ein offenbares Gegenstück zur ersteren ist, als Sonnengöttin. Als solche lehrt sie dem verschmachtenden Wanderer die labende Quelle suchen und finden und läßt ihn einen Trunk für das köstlichste Geschenk des Himmels schätzen; sie ist es ferner, welche die heilsamen Kräuter aufsprießen läßt und den Verirrten auf den rechten Weg führt. — So erklären sich denn alle Sagen auf höchst natürliche, aber auch höchst sinnige Weise. In jeder einzelnen löst sich das Räthsel von den „blühenden" Schätzen auf's Neue und wir glauben auf's Wort, daß, wer im Frühjahr den Acker nach s o l c h e n Schätzen durchwühlt, sie auch, aber freilich erst im Herbste, einzuheimsen alle Hoffnung hat. Und wer im Herbste, oder mythologisch gesprochen, zur Zeit, wo die Zwerge das Land verlassen, das dürre Laub nicht verächtlich mit dem Fuße wegstößt, wie es der Schiffersknecht gethan, sondern es sorgsam sammelt und den Feldern zuführt, dem trägt der Acker im nächsten Jahre das Gold der weisen Zwerge als

Lohn für seine Genügsamkeit mit dem unscheinbaren Geschenke der Natur. Das aber ist es leider, daß die Götter meist nur dem das Glück in den Schooß zu schütten pflegen, dem es zu nichts nütze ist.

Inhalt.





